Der Volkscharakter und die Bildungsanstalten der Nordamerikaner.

Der Wissenstrieb und das Streben nach höherer geistiger Entwickelung ist in der allgemeinen Naturanlage des Menschen begründet; der Grad des Erfolges hängt von der verschiedenen Vertheilung der Fähigkeiten, sowie von den Lebensumständen ab, in welche der einzelne Mensch versetzt wird. Mit den höheren Fähigkeiten hält ein stärkeres Bildungsbedürfniss gleichen Schritt, und je günstiger sich die Lebensumstände des Einzelnen in geistiger Beziehung gestalten, desto höher erheben sich auch die Ziele, die er sich bei seinem Emporstreben steckt. Nur die Wege, auf denen die höheren Bildungsstufen angestrebt und erreicht werden, sind verschieden, so verschieden wie die Charaktere der Menschen. Und wie dasselbe, was von den Einzelnen gilt, auch auf ganze Völker seine Anwendung findet, so können wir sagen, dass die Mittel, welche ein Volk zur Erreichung geistiger Kultur anwendet, von dem Charakter desselben abhängen, oder, wenn wir dies mit anderen Worten ausdrücken, dass der Charakter eines Volkes sich in seinen Bildungsanstalten abspiegelt.

Um diesen Satz näher zu beleuchten, wenden wir unsern Blick auf ein Volk, dessen Bildungsanstalten bisher eine ganz eigenthümliche Gestalt angenommen haben, und suchen zu zeigen, dass der Grund zu dieser Erscheinung in dem Charakter desselben zu finden ist.

Das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es, dessen Charakter und dessen Bildungsanstalten wir in dem Nachfolgenden zn betrachten gedenken, und zu dem Ende wird es unsre nächste Aufgabe sein, den Charakter der Nordamerikaner in allgemeinen Umrissen zu schildern.

I.

Der Volkscharakter.

Beim Hinblicke auf die ersten Zeiten europäischer Einwanderung in Amerika sehen wir, dass die Stammväter des Volkes, das die heutige Republik der Vereinigten Staaten bildet, ebensowohl Franzosen, Holländer, Schweden und Deutsche waren wie Engländer, und dass sie, neben und nach einander, alle ihren Einfluss auf Bodenkultur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Handel und Gewerbe ausübten; dass aber die Sitten und Gebräuche, die Gesetzgebung, die Sprache und Literatur ihre besondere Entwickelung und Gestalt fast ausschliesslich den Engländern verdanken.

Dessenungeachtet ist nicht zu verkennen, dass in jetziger Zeit der anglo-amerikanische Volkscharakter in hohem Grade von dem angelsächsischen abweicht. Wenn wir nach dem Grunde dieser Abweichung fragen, so finden wir ihn theils in der Eigenthümlichkeit des amerikanischen Bodens und Klimas, theils in den Wechselfällen der Geschichte, denen die Niederlassungen im Laufe mehrerer Jahrhunderte ausgesetzt gewesen sind.

Richten wir unser Augenmerk auf die geographische Beschaffenheit des Welttheils, so zeigt sich, dass die Hauptrichtung der Gebirgszüge in ganz Amerika von Norden nach Süden geht, wodurch viele lange Thäler, aber auch ebenso viele ausgedehnte Becken gebildet werden, die sich meist nach den beiden genannten Himmelsgegenden zu öffnen, während die Abdachungen nach den Küsten hin verhältnissmässig schmal sind. Diese Beckengestaltung des vorherrschenden Kalk- und Sandsteinbodens, in welchen mächtige Ströme tief einschneiden und das auf beiden Seiten liegende Land weithin entwässern, bewirkt jene grosse Einförmigkeit ungeheurer Steppen, welche zu Wüsten werden würden, wenn die viel Feuchtigkeit mit sich führenden polaren und äquatorialen Luftströmungen es zuliessen. In Nordamerika weht in der ersten Hälfte des Jahres Nord- und Nordostwind, in der zweiten Süd- und Südwestwind; und dadurch ist eine grössere Gleichförmigkeit des Klimas als in irgend einem anderen Erdtheile bedingt, die sich auch in der Uebereinstimmung der Pflanzen und Thiere unter sehr verschiedenen Breitengraden kundgiebt. Hiermit hängt jedoch keinesweges eine gewisse Regelmässigkeit der Witterung zusammen; im Gegentheil ist der Wetterwechsel da am schroffsten, wo weither wehende kalte Winde gegen die warme Luft der südlicher gelegenen Breitengrade ankämpfen, oder heisse Aequatorialwinde ungehindert in die kälteren Himmelsstriche hinüber wehen. Kein Erdtheil ist von so furchtbaren Stürmen, so häufigen und heftigen Gewittern, von so plötzlichem Schneetreiben nach der mildesten Witterung heimgesucht wie Nordamerika. Und zeigt sich auch in den Ländern der atlantischen Abdachung, also in den älteren Unionsstaaten, eine grössere Mannigfaltigkeit in der Bodenformation, so sind doch die Verhältnisse im Ganzen dieselben und das Wetter nicht weniger starkem Wechsel unterworfen als im Innern des Landes; besonders wegen der Seewinde in der Nähe der Küsten, wo die warmfeuchte Luft des Golfstromes mit den kalten Winden aus dem Polarmeere zusammentrifft.

Diese Beschaffenheit des Bodens und Klimas, nebst ihren Erzeugnissen, musste einen unverkennbaren Einfluss auf die Ureinwohner Amerikas ausüben, und auch die Einwanderer aus Europa konnten im Laufe von Jahrhunderten demselben nicht entgehen.

Der Indianer zunächst wurde durch die Natur seines Landes weder auf den Ackerbau noch auf die Viehzucht hingewiesen: denn er fand in den grossen, wenn auch stark bewaldeten, Flächen keinen für den Landbau günstigen Boden, keine wildwachsende Getreidearten, und, was zur Kultur des Landes so wesentlich ist, kein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zähmbares Thier; er fand nicht einmal einen reichlichen Vorrath an wilden Waldfrüchten, die ihn ernähren konnten; es blieb ihm also, da an Wild jeder Art kein Mangel war, nichts übrig als von der Jagd zu leben.

Das unaufhörliche Jagdleben aber, mit seiner fast ausschliesslichen Fleischkost, hat eine ganz besondere Wirkung sowohl auf den körperlichen Organismus als auf die geistige Entwickelung des Menschen. Grosse Anstrengungen und gewaltige Muskelbewegungen, Unempfindlichkeit gegen die häufigen Veränderungen der Witterung, eine zur Ueberlistung des Wildes nothwendige Schärfung der Sinnesorgane, Gewöhnung an stete Wachsamkeit, beständiger Wechsel zwischen langen Entbehrungen und übermässiger Sättigung, Gleichgültigkeit bei den Qualen der erlegten Thiere haben zwar Unerschrockenheit, Gewandtheit und Spannkraft der Glieder, einen gestreckten Wuchs und starken Knochenbau des Körpers zur Folge; aber sie erzeugen zugleich heftige Erregung der Leidenschaften und der Sinnlichkeit, nicht selten völlige Erschlaffung nach übermässiger Anstrengung und stumpfe Trägheit als Folge der Völlerei; sie führen zur Mordlust, zur Schadenfreude und Gefühllosigkeit bei den Leiden der Mitmenschen. Es entwickelt sich vorherrschende Verstandesthätigkeit auf Kosten des Gemüths: Liebe, Freundschaft und die sanfteren Empfindungen des Herzens treten sehr zurück, die Gabe der Rede nimmt zu, und selbst der allgemeine Inhalt der vielfachen Volkssagen und Mythen der Ureinwohner weist darauf hin, dass die Religion bei ihnen mehr eine Sache der Vernunft und der Reflexion als des innigen Gefühles war. So fehlt dem häuslichen Leben, welchem der Mann sich so vielfach entzieht, das Familienglück, und das Weib, dem die ganze häusliche Arbeit aufgebürdet ist, wird zur Sklavin herabgewürdigt. Dazu kommt, dass das Jägerleben ein grosses freies Terrain erfordert, um daraus die hinreichende Nahrung zu gewinnen, dass der Jäger in seinem Jagdreviere fremde Konkurrenten nicht duldet, und in Folge dessen unaufhörliche Kriege, welche viele Familien ihrer Ernährer berauben und so Frauen und Kinder dem Hungertode preisgeben, das Land entvölkern. Hieraus erklärt sich die früher so spärliche Bevölkerung des Binnenlandes und damit zugleich die fortwährende Erneuerung der Hindernisse, welche sich einer höheren Kultur und der Milderung des Volkscharakters entgegenstellten.

Ein wenig besser stand es freilich mit der geistigen Entwickelung und dem Charakter der Indianer, welche die atlantische Küste Nordamerikas bewohnten. Hier bietet der Boden mehr Abwechselung dar, das Klima ist milder, die zuweilen so schöne Landschaft konnte in den rauhen Naturen sanftere Stimmungen erwecken; wildwachsender Taback, Reis und Mais forderten zum Anbau derselben, viele fischreiche Gewässer zum Fischfange auf. Eine stätigere Lebensweise, die Möglichkeit einer dichteren Bevölkerung, eine würdigere Stellung der Frauen und der Anfang des Familienlebens begünstigten das Emporsteigen der Indianer zu einer höheren Kulturstufe; aber die immerwährenden Kriege mit den westlichen Bewohnern jenseit der Alleghanies liessen ihnen dazu nicht Ruhe genug. Auch mochte die unbeständige Witterung sie vielfach von der Bearbeitung des Bodens zurückschrecken, denn die günstigeren äusseren Umstände hatten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keinen bedeutenden Erfolg, die einwandernden Europäer fanden auch hier nur wenig Ackerbau vor.

Vor Allem aber war es die unüberwindliche Neigung zur Unabhängigkeit, wodurch die Urbewohner dieser Gegenden in ihrer Fortentwickelung zu höherer Kultur gehemmt wurden. Wie sie sich keiner bestimmten Macht zu unterwerfen geneigt waren, höchstens die Autorität beständig wechselnder kleiner Stammhäuptlinge anerkannten, so einigten sie sich nie zu einer grösseren Gesammtheit, zu einem zusammengehörigen Volke oder gar zu einem Staate, und so wurden sie auch von den Europäern nicht unterjocht, sondern nur allmählich verdrängt oder ausgerottet. Bündnisse zwischen einzelnen wilden Stämmen zum gegenseitigen Schutze wurden hin und wieder geschlossen, doch von langer Dauer sind diese niemals gewesen. Der Tauschhandel erreichte an einigen Punkten bedeutenden Umfang; feste Handelsverbindungen aber waren unmöglich, so lange an eine staatliche Entwickelung nicht zu denken war.

Wir gehen nun zur Charakterschlilderung desjenigen Volkes über, welches seit den ersten Niederlassungen europäischer Einwanderer das herrschende in Nordamerika geworden ist. Hier aber tritt die geographische Eigenthümlichkeit des Landes mit der Geschichte der verschiedenen Ansiedelungen der Europäer in so enge Verbindung, dass wir die letztere nicht von der ersteren zu trennen vermögen, wenn wir die Gründe aufsuchen, aus denen sich die Entwickelung des jetzigen Volkscharakters herleiten lässt.

Der Einfluss, welchen der Boden und das Klima eines Landes auf weit herkommende Einwanderer ausübt, ist offenbar sehr verschieden nach dem Maasse der Bildung, welche die Ansiedler mit sich bringen. Je gebildeter der Kolonist ist, desto leichter ist er im Stande, den schädlichen Einwirkungen des neuen Klimas zu widerstehen und die Eigenthümlichkeiten des Bodens zu seinem Vortheile auszubeuten.

Die Yankees oder Neu-Engländer haben den klimatischen Verhältnissen Amerikas und den Schwierigkeiten, die sich der Bodenkultur entgegenstellten, ungleich besser Trotz geboten als die ebenfalls aus England eingewanderten virginischen Kavaliere, und der Grund dazu ist leicht zu finden. Die Ersteren brachten eine europäische Kultur mit, welche auf der Höhe ihrer Zeit stand. Im Jahre 1620, wo sie zuerst in Massachusets das amerikanische Festland betraten, hatte England die grosse Zeit Elisabeths schon durchgemacht. Das Aufblühen der Wissenschaften und Künste, die Buchdruckerkunst, vor Allem die Reformation hatten in England den fruchtbarsten Boden gefunden, und die eben begonnene Seeherrschaft dieses Staates begünstigte mehr als irgendwo die Aussendung von Kolonien. Die Kolonisten waren Protestanten, aber solche, die wegen ihrer höheren religiösen Entwickelung und ihres Strebens nach einer unbeschränkteren Glaubensfreiheit von ihrer Regierung verfolgt wurden. In der neuen Niederlassung schlossen sie sich streng von den Anhängern anderer Glaubensbekenntnisse ab, und wenn sie durch neue Ankömmlinge aus England vermehrt wurden, so waren es solche, die ein gleiches Schicksal erlitten hatten und ihnen an Bildung wie an religiösem Sinne nicht nachstanden. Sie besassen sittliche Kraft und Ausdauer genug, um den Kampf mit den feindlichen Gewalten der Natur des anderen Welttheiles

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

muthig durchzuführen. Dazu waren die schon seit dem Jahre 1608 in Virginien, und später in Maryland und Carolina eingewanderten englischen Kavaliere weniger geeignet. An Arbeit nicht gewöhnt und zu hochmüthig, um den Acker selbst zu bebauen, unternahmen es diese Söhne altadeliger Familien wohl, den ungleichen Kampf gegen die Eingebornen zu führen; aber, da sie ohne Landbau und Industrie bald an den Rand des Verderbens geriethen, so mussten sie zuerst in dem Auswurfe der Menschheit, der ihnen aus den Gefängnissen des Mutterlandes zugesendet wurde, und später in der Negersklaverei ihre Rettung suchen. Und als dieser Menschenhandel erst feste Wurzel geschlagen hatte, da fehlte es ihnen nicht an Rekrutirung durch gleichgesinnte Abenteurer theils aus dem verarmten Ritterstande, theils aus den politischen Flüchtlingen Englands. Und wenn die beiden Ansiedelungen schon verschiedenartig genug waren, um vor gegenseitiger Berührung sicher zu sein, so wurde ihre Trennung noch befördert durch Ansiedler, deren Sprache eine andere war, durch Holländer und Deutsche in New-York und Pennsylvanien. Jene hatte im Jahre 1609 das Handelsinteresse hinübergerufen, diese die Hoffnung auf freiere Ausübung ihres Protestantismus, die ihnen auch in Erfüllung ging.

Französische Kolonisten liessen sich sowohl nördlich an den Ufern des Lorenzstromes und im Innern von Canada als auch südlich am Mississippi nieder, wobei ihnen von ihrer Regierung ausgedehnte feudale Rechte verliehen wurden. In Louisiana am Mississippi fand die Negersklaverei bald Eingang, indem dazu dieselben Gründe wie in Virginien Veranlassung gaben; in Canada betrieben sie vorzugsweise den Pelzhandel mit den Indianern und sanken zu einer tiefen Verwilderung herab, aus der sie sich erst unter der englischen Herrschaft zu erheben vermochten. Die schwedischen Kolonien in New-Jersey, welche von ihrem Mutterlande zu wenig Unterstützung fanden, verloren bald ihre Selbstständigkeit durch Verschmelzung mit den benachbarten Niederlassungen.

Die atlantischen Küstenstriche also waren zunächst das Gebiet dieser aus fünf verschiedenen europäischen Staaten eingewanderten Ansiedelungen, und nur dieser Theil Nordamerikas bot ihnen die Möglichkeit eines Gedeihens auf die Dauer. Hier trat dem Ackerbau, wenn die Kolonisten von Jugend auf mit demselben vertraut waren und das zur Zucht nöthige Vieh mit einführten, kein unüberwindliches Hinderniss des Klimas oder des Bodens entgegen; hier war der Fischfang ergiebig, und die Schiffahrt hatte den Handel mit den Mutterstaaten schon angebahnt; hier decimirte keine klimatische Krankheit wie in anderen Kolonien die Einwanderer, die Bevölkerung konnte vielmehr schnell zu einer bedeutenden Dichtigkeit anwachsen; und, was das Wichtigste ist, die politische wie die religiöse Freiheit, deren zeitweilige Verkümmerung im Mutterlande die meisten von ihnen hinausgelockt hatte, wurde hier auf keine Weise beeinträchtigt. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass die körperliche und geistige Entwickelung der Kolonisten hier ebenso leicht von Statten gehen konnte wie in ihrem Heimathlande: es gehörte immer eine grössere Energie, eine höhere geistige Anspannung dazu, dass sich der Mensch in Amerika eben so harmonisch weiter bildete, als es in Europa der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fall war. Je mehr die Niederlassungen nach Süden und Westen vorrückten, desto mehr nahm die Einförmigkeit des Landes bis zur Verödung zu; und wie es dem Einwanderer oblag, eben diese aufzusuchen, weil er dort leichter zu eigenem Grundbesitze gelangte, wo er sich den niemals angebauten Wildnissen zuwandte, so wirkte jene auch verflachend auf sein Gemüth. Die unablässige Arbeit in der Einöde bei schroffem Witterungswechsel musste die Willenskraft übermässig anspannen und wiederum eine frühzeitige Abspannung herbeiführen. Natürlich ist es, dass die ruhelose und nervöse Erregung den jüngeren Menschen rasch abnutzt, und dass in einem Alter, wo die Reife der Erfahrung dem Schaffen des Mannes die segensreichsten Erfolge gewährt, die Weiterentwickelung schon aufhört. In einem Lande, wo der heisse Sommer fast unmittelbar auf den rauhen Winter folgt, der liebliche Frühling also kaum zu bemerken ist, wie in Amerika, bildet auch das Jünglingsalter mit seinem poetischen Zauber keinen allmählichen Uebergang zum Manne; der Knabe tritt plötzlich in das wechselvolle erschöpfende Leben ein, und nach wenigen Jahrzehnten von geringem eigentlichen Lebensgenusse stellt sich die Ermattung des höheren Alters ein.

Auffallend ist es dabei, dass im Laufe der Jahrhunderte der Körperbau der Kolonisten von Geschlecht zu Geschlecht abartet und sich dem der Ureinwohner nähert. Es ist nicht allein die gestrecktere Körperlänge, die ihn kenntlich macht, auch der Kopf nimmt eine ovalere Gestalt an, das Gesicht wird länger und schmaler, die Nase spitzer und schärfer, während das Hinterhaupt sich mehr nach oben ausdehnt. Nur in der Kraft seiner Muskeln zeigt sich keine Aehnlichkeit mit dem Indianer, der dieselbe, wie wir erwähnt haben, durch das Jagdleben besonders stählte. Dem Anglo-Amerikaner ist die Uebung der Körperkräfte kein Genuss und kein Bedürfniss, sondern, wenn der Beruf sie von ihm verlangt, nur ein nothwendiges Uebel, dem er sich auf alle Weise zu entziehen sucht.

Während der eingewanderte Deutsche die ausdauernde Anstrengung des Körpers zur Erhaltung seiner leiblichen Frische bis in's höhere Alter fortsetzt, giebt sich der Anglo-Amerikaner lieber der alleinigen Kopfarbeit hin und überlässt die mechanische Thätigkeit den vielen von ihm erfundenen Maschinen. Selbst gegen das Zurücklegen weiter Wege zu Fuss zeigt er Abneigung: er reitet und fährt, so oft es ihm möglich ist, wozu ihn seine Ungeduld und Ruhelosigkeit schon veranlasst, welche ihn zu schneller Ortsveränderung antreibt. Am deutlichsten tritt dies bei den südstaatlichen Nachkommen der Kavaliere hervor, welche sich durch eine ganz besondere Länge des Körpers und zugleich durch Muskelerschlaffung auszeichnen. Der Mangel an körperlicher Arbeit, die sie den Sklaven allein überlassen haben, hat sie mit der Zeit der Fähigkeit beraubt, sich derselben zu unterziehen.

Ueberdiess hat auch die Nahrung, an welche der Anglo-Amerikaner gewöhnt ist, mit zur Veränderung seiner Körperbeschaffenheit beigetragen. In dem nebeligen Klima Alt-Englands ist reichliche Fleischkost ein nothwendiges Bedürfniss; und wie sich der Engländer nur schwer von alten Gewohnheiten losreisst, so setzte auch der Auswanderer diese Nahrung, deren er in Amerika weniger reichlich zum Lebensunter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halte bedurfte, um so natürlicher fort, als sich die östlichen Küstenstriche seit der Einführung der Viehzucht aus dem Mutterlande zum Betriebe derselben vorzüglich geeignet erwiesen. Welche Nachtheile aber der vorherrschende Genuss von Fleischspeisen auf die Seele sowohl wie auf den Körper ausübt, darauf haben wir oben bereits hingewiesen. Wir haben nur zu wiederholen, dass der Amerikaner durch fast ausschliesslichen Fleischgenuss zu übermässiger Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit erregt wird, wenn diesen nicht beständig eingeathmete Seeluft oder ausdauernde Anstrengung des Körpers neutralisirt. Noch viel schlimmer hat der Genuss spirituöser Getränke auf die Entartung der Europäer in Amerika gewirkt. Der Branntwein ist den Engländern bei mässigem Genusse in ihrer alten Heimath eher nützlich als schädlich; aber für die Anglo-Amerikaner wird er ein Gift, welches sie bei ihrer nervösen Reizbarkeit mit weit grösserer Gewalt anlockt als andere Nationen, und das in keinem Lande so entsetzliche Folgen hat, so zahlreiche Opfer fordert wie unter ihnen. Diesen beiden Gefahren sind die deutschen Ansiedler dadurch besonders fern geblieben, dass sie an dem Genusse der vegetabilischen Nahrungsstoffe und des leichteren Bieres, wie sie es in Deutschland gewohnt waren, festgehalten haben. Daneben hat ihnen ihre Liebe zum Ackerbau, zur rüstigen Bewegung in freier Luft nicht allein ihre pflegmatische Ruhe und Geduld, sondern auch einen muskelkräftigen Körper bewahrt.

Dass die Schicksale, die dem Menschen auferlegt werden, mehr als alles Uebrige auf die Bildung seines Charakters hinwirken, dass namentlich ein hartes und widriges Geschick, wenn der Mensch aus dem Kampfe gegen dasselbe siegreich hervorgeht, seinen Charakter stählt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Dass sich ein Volk durch die Schule harter Schicksalsprüfungen zu seiner höchsten sittlichen Entwickelung emporschwingt, bezeugt uns die Geschichte an manchen Beispielen. Doch wie es viele Menschen giebt, in denen die Gunst des Geschickes nicht Zufriedenheit und Dankbarkeit, sondern den Irrthum erzeugt, dass sie die Vorzüge, die ihnen vor Anderen zu Theil geworden sind, ihrem eigenen Verdienste zuzurechnen haben, so verfallen auch ganze Völker in diesen Fehler, und wir dürfen behaupten, dass die Anglo-Amerikaner im Allgemeinen von demselben nicht frei zu sprechen sind. Freilich haben sie viele harte Kämpfe ruhmvoll bestanden; aber sie sind auch dabei von einem in der Weltgeschichte fast unerhörten Glücke getragen worden. Sie waren niemals frei von Kämpfen, und als ein Volk, das zu einem mächtigen Staate heranzuwachsen bestimmt war, mussten sie sich auch zur Grösse hindurchkämpfen. Ihre ersten Kämpfe hatten die eingewanderten Engländer — und diese sind es, welche wir von den nach Nordamerika übergesiedelten Europäern als die einflussreichsten und durch ihr früheres Verhältniss zum Mutterlande als die herrschenden anzusehen haben — bei der Urbarmachung des meist steinigen Bodens von Neu-England*) zu bestehen, der ihnen bei

*) Dies ist das Gebiet, welches durch die östliche und südöstliche Küstenlinie von New-York bis New-Brunswick, nördlich und nordwestlich von dem Lorenzstrome und westlich von dem Hudson eingeschlossen wird und die Staaten Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Vermont, Rhode-Island und Connecticut umfasst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem rauhen Klima und der wechselnden Witterung seine Bearbeitung nicht leicht machte. Sie kamen dabei mit den Urbewohnern in Berührung, deren friedlicher Verkehr mit ihnen sie zur Nachahmung mancher indianischer Sitten und Gebräuche führte. Dies Letztere geschah vorzugsweise, als sie mit den französischen Kolonisten in Krieg geriethen, die sich zu ihrer Verstärkung mit Indianerstämmen verbanden und ihre Gegner veranlassten, ähnliche Bündnisse zu schliessen. Hier lernten sie im Kampfe gegen die Indianer und an deren Seite den Krieg gleich ihnen hinterlistig, verrätherisch und mit kaltblütiger Grausamkeit führen; hier mussten sie, beständig kampfbereit und unverhoffter Ueberfälle gewärtig, sich allezeit auf ihre eigenen Mittel und Kräfte verlassen, und hier machten sie, nur ihren selbstgewählten Führern folgend, nach selbstgegebenen Gesetzen lebend und handelnd, die Schule der Selbstregierung durch, die ihnen im Kriege um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande so sehr zu Statten kam. Der Freiheitskrieg und dessen glänzende Erfolge liessen in dem Charakter der Anglo-Amerikaner ganz neue Züge hervortreten: sie erweckten das schöne Selbstgefühl eines mächtigen und freien Volkes, zugleich aber auch diejenige Nationaleitelkeit, welche die unerwartete Gunst des Geschickes so leicht gebiert. Es war ein Glück für die Kolonisten, dass ihr weitläuftiges Gebiet, welches nach den westlichen Wildnissen hin offen stand, von einer aus dem fernen Osten über's Meer kommenden Macht nicht erobert werden konnte. Es war ein besonderes Glück, dass Frankreich, von dem ihnen unmittelbare Unterstützung zu Theil wurde, und auch Spanien in dem Siege und in der Losreissung der Kolonien von dem mächtigen Mutterlande ihre Vortheile fanden, dass so viele Tausende von Freiheitshelden aus allen Staaten Europas ihnen zu Hülfe eilten. Vor Allem war es für die südlichen Staaten ein Glück zu nennen, dass ihnen die Staaten von Neu-England, mit denen sie bisher nur in loser Verbindung gestanden, und die sich zuerst ihre Unabhängigkeit erstritten hatten, eine so kräftige Hülfe bringen konnten, dass auch sie die Freiheit gewannen. Und welche Gunst des Geschickes stand ihnen nicht erst nach dem Siege zur Seite! Sie waren, durch den Ocean von anderen Mächten weit geschieden, der Nothwendigkeit überhoben, ein grosses stehendes Heer zu erhalten, und dadurch in den Stand gesetzt, die Kräfte, die ein solches anderswo in Anspruch nimmt, auf die Förderung ihrer geistigen und leiblichen Wohlfahrt zu verwenden. Sie durften es nicht als ihr alleiniges Verdienst ansehen, sondern hatten es manchen unerwarteten Ereignissen zu verdanken, wenn ihre Industrie, und damit ihr Wohlstand, reissende Fortschritte machte. Die Seesperre, welche im Kriege mit England von 1812 bis 1815 eintrat, trieb sie zur Anwendung und Vervollkommnung früher gemachter Erfindungen, zum Anbau der grossen westlichen Länderbecken mit Baumwolle, zum Befahren des Mississippi mit Dampfschiffen, und in der Folge zur Anlegung des Eriekanals, der die Verbindung des Westens mit den östlichen Staaten in so hohem Masse steigerte, dass trotz der Tausende von Einwanderern, die ein jedes Jahr aus Europa hinübersandte, die Arbeitskräfte nicht hinreichten, um die Schätze auszubeuten, welche der Boden des neu in Angriff genommenen Westens darbot. Was lag da einem denkenden Volke, wie es die Anglo-Amerikaner unstreitig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind, wohl näher als das Bestreben und Sinnen, die mechanischen Kräfte menschlicher Hände, wenn die Zahl der letzteren nicht ausreichte, durch Maschinen zu ersetzen? Und glänzende Erfolge krönten ihre Bestrebungen: kein Volk auf Erden fand einen so schnellen und so reichen Lohn für die Anwendung bekannter mechanischer Kräfte und Gesetze auf die Erzeugung gewerblicher Produkte; aber auch keinem Volke wurde das Material dazu so wohlfeil und massenhaft an die Hand gegeben. Seitdem sich die Kolonien von dem englischen Mutterlande, das ihre Industrie mit aller Macht niedergedrückt, frei gemacht hatten, seitdem das ganze westliche Land dem neuen selbständigen Volke als freies Eigenthum offen stand, sein Seewesen nicht mehr beschränkt wurde, sein Handel ungehindert aufblühen konnte und die Erwerbung eigenen Grundbesitzes selbst den Aermeren leicht gemacht wurde, wuchs der Wohlstand Nordamerikas auf eine bis dahin unerhörte Weise; und die bequeme Art, reich zu werden, welche die Betheiligten selbst in Erstaunen setzte, musste wohl dazu führen, dass der Amerikaner sich die glücklichen Umstände als eigenes Verdienst anrechnete. Diese Eitelkeit, die ihn mit Stolz auf alle anderen Völker herabblicken lässt, ist ihm jedoch wohl zu verzeihen, wenn man berücksichtigt, dass er seine bevorzugte Stellung als natürliche Folge der politischen Freiheit zu betrachten berechtigt ist, die er sich durch rühmlichen Kampf, durch heroischen Muth gegen seine mächtigen Unterdrücker erworben hat. Muss nicht sein Selbstgefühl am lebhaftesten erwachen, wenn er sieht, wie die grossen Massen der Einwanderer, die ihre europäische Heimath in den bedrängtesten Umständen verlassen und deshalb mit sehr bescheidenen Ansprüchen sein Land betreten, beglückt sind, hier einen besseren Lebensunterhalt zu finden als sie ihn jemals gekannt oder erwartet haben, und ihm um so bereitwilliger die ganze Last der mechanischen Arbeit abnehmen, als sie mit dem Lohne dafür auch das Recht erlangen, an seiner unbeschränkten Freiheit theilzunehmen? Dabei hat er nicht einmal den ungeheuren Vortheil in Rechnung zu bringen, der ihm durch die Einwanderung ohne sein Zuthun erwächst: denn je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto höher steigt der Werth des Bodens, und leicht kann der Besitzer eines Grundstückes durch rechtzeitigen Verkauf desselben sein Vermögen vervielfachen.

Haben wir nun gesehen, wie leicht und bequem es den Amerikanern gemacht wird, zum Wohlstande, ja zu grossem Reichthume zu gelangen, so sind wir auch in den Stand gesetzt, uns verschiedene Charakterzüge desselben zu erklären, welche eben hieraus entspringen. Wir brauchen hier nicht zu erörtern, warum das Streben nach zeitlichem Besitze ein so allgemein menschliches ist, auch nicht an den vielfachen Schaden zu erinnern, der aus dem alleinigen Ringen nach Reichthum hervorgeht; wir behaupten nur, dass gewisse Charakterfehler, in welche die Amerikaner leichter als andere Nationen verfallen, wie Oberflächlichkeit, Ungründlichkeit und die unsittliche Neigung zu dem, was sie selbst Humbug nennen, aus der grossen Leichtigkeit abzuleiten sind, mit der sie zum Wohlstande gelangen können. Da, wo der möglichst schnelle Gelderwerb zum fast ausschliesslichen Lebenszwecke gemacht wird, da tritt die höhere Bestimmung des Menschen in den Hintergrund, da kann von Begeisterung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für die edelsten Ziele menschlicher Vollkommenheit nur wenig die Rede sein. Das Nützlichkeitsprincip verschlingt die Freude und den Genuss am Idealen und Schönen, der Eigennutz gewinnt die Oberhand über alle zarten Regungen des Gemüths, und die ewigen Güter gehen verloren in dem Jagen nach den vergänglichen. Wir finden in Amerika selten einen Menschen, der eine Wissenschaft um ihrer selbst willen treibt, der im Studium selbst seine volle Befriedigung findet. Den meisten dient die Wissenschaft nur als Mittel zum Zwecke, und hilft sie ihnen nicht, ihren Zweck in kurzer Zeit zu erreichen, so wird sie als eine unfruchtbare Verwendung der Zeit — denn Zeit ist Geld, und Geld ist Macht — bei Seite geworfen. Das Wissen wird nur in so weit geschätzt, als es das Geschäft fördert; daher werden gewisse Resultate tiefer Studien mit Eifer ergriffen und in das praktische Leben eingeführt, aber auf den mühsamen Pfaden, die zu den schönen Zielen geführt haben, mag man dem Forscher nur ungern folgen; man begnügt sich lieber mit der oberflächlichen Kenntniss der Schätze, welche die Forschungen anderer Völker an's Licht gebracht haben, und giebt sich doch zugleich den Schein, als ob man die Wissenschaften liebte und eifrig beschützte. Unrecht aber thäte man den Amerikanern, wenn man ihnen hieraus den Vorwurf der Trägheit machen wollte; träg sind sie nicht, nur höchst ungeduldig, wie wir schon erwähnt haben, und allzu praktisch: die abstrakte Theorie ist für sie langweilig und todt, so lange sie nicht greifbare Früchte in die Welt sendet. Man kann ohne Uebertreibung sagen, von ihrem Standpunkte aus und nach ihren Vorstellungen haben sie keine Zeit zur Vertiefung in wissenschaftliche Forschungen. Ihre Sache ist es, Kultur in die Einöden zu tragen, in denen bisher nur zerstreut wohnende Indianer neben wilden Thieren lebten, ihnen kommt es zu, in kurzer Zeit, wenn es eben ihr Vortheil erheischt, neue Staaten zu gründen, Hunderte von Städten, Tausende von Kirchen, Schulen, Fabriken und Gehöften zu erbauen, Eisenbahnen, Landstrassen und Kanäle anzulegen. Aber wie sollte da an Gründlichkeit zu denken sein, wo das Princip der Zeitersparniss mit der Oberflächlichkeit und dem Scheinwesen gleichen Schritt hält? Die Bauten und Anlagen sind keinesweges für lange Dauer berechnet: der Eigennutz lässt ja die Unternehmer nicht an eine spätere Zukunft und an die Nachkommen denken; der augenblickliche Vortheil ist es allein, der sie zur Thätigkeit antreibt. Wenn man in England ein Privathaus nur auf die Dauer von neunundneunzig Jahren erbaut, so hat der Erbauer in Amerika schon genug gethan, wenn er ihm eine Festigkeit giebt, für welche er zehn Jahre garantiren kann: denn es könnte ja nach einem baldigen Verkaufe der Grundstücke die Veranlassung eintreten, es wegen Veranlagung von Neubauten wieder abreissen zu müssen. Eisenbahnen und Landstrassen werden mit viel geringeren Kosten als in Europa hergestellt; wenn man aber berechnet, wie viel Geld auf die häufig nothwendige Reparatur verwendet wird, so zeigt sich, dass ihre Erhaltung zweimal so theuer ist. Das beunruhigt auch den Unternehmer weiter nicht: die Strassen sind doch zur rechten Zeit in Betrieb gesetzt worden und haben für die nächste Zeit ihre Renten gebracht. Der Leichtsinn, mit welchem so viele Unternehmungen nur des unmittelbaren Geldgewinnes wegen begonnen werden, straft sich aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch tausendmal mehr als in Europa, wo sich bei weitem nicht so häufige Unglücksfälle auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, durch Einsturz von Häusern und durch Feuersbrünste ereignen wie hier; und die traurigste Folge davon ist die erhöhte Gleichgültigkeit des Mannes aus dem Volke gegen das Leben und das Eigenthum seiner Mitmenschen. Die Sucht, um jeden Preis reich zu werden, erzeugt endlich das Uebel, welches am meisten entsittlichend auf die Masse wirkt, nämlich die geschäftliche Uebervortheilung, welche man „Humbug“ nennt und im Deutschen am passendsten durch das Wort Schwindel bezeichnen kann. Es giebt gewiss kein Land auf Erden, in welchem es ganz an diesem Schwindel fehlte; sei es, dass man Waaren oder Leistungen höher anpreist als sie werth sind, oder sich durch falsche Vorspiegelungen in das Vertrauen der Arglosen einschleicht, oder dass man Andere durch grossartiges Auftreten zu blenden sucht, um bei ihnen Kredit zu gewinnen: es sind dies Auswüchse, welche sich überall im Handels- und Geschäftsverkehr zeigen und sich die Unerfahrenen und Unvorsichtigen zu ihren Opfern wählen. Aber nirgends findet sich der Humbug so vollkommen ausgebildet und so weit verbreitet wie in Nordamerika. Ausser den vorher angegebenen Gründen finden wir die Erklärung dafür in der grösseren Freiheit des allgemeinen Verkehrs, nach welcher auch diesem Uebel geringere Schranken entgegengestellt werden als in anderen Staaten. Man lässt dem Getäuschten ebenso wohl die Freiheit, durch Schaden klüger zu werden, als dem Schwindler, mit der Zeit zu lernen, dass der von ihm gewählte Weg ihn selbst in's Verderben führt, und dass Ehrlichkeit am längsten währt. Uebrigens ist der Amerikaner schlau genug, sich nicht allzu leicht in den ihm gestellten Netzen fangen zu lassen, und wenn es dann und wann geschieht, so geht er noch nicht daran zu Grunde: denn wie der Wohlstand hier leicht zu erlangen ist, so ist er auch allgemeiner und gleichmässiger vertheilt als in irgend einem anderen Lande, und ein erlittener Schaden ist bald wieder gut gemacht. Das Schlimmste bei der Sache ist, dass sich der Schwindler, wenn er entdeckt und durch öffentliche Verkündigung seines Namens gebrandmarkt wird, dessen gar nicht schämt: wo die Konkurrenz so zahlreich ist, wo so viele Tausende Humbug treiben und das Gesetz so gelinde gegen den Uebertreter die Augen zudrückt, da hört die getheilte Schande auch auf, wirkliche Schande zu sein. Und in demselben Grade, wie sich hierin die Sittlichkeit gelockert zeigt, ist sie es auch in Bezug auf die Bestechlichkeit. Nicht nur die Wähler zu den gesetzgebenden Körpern in den Einzelstaaten, sondern auch die gewählten Abgeordneten selbst sind bestechlich und wenden, weil die Stellen dadurch für sie einträglich sind, die Kunst der Bestechung desto häufiger bei ihren Wählern an. Sind also die Hände der Gesetzgeber der Bestechung offen, wie viel weniger werden Privatpersonen und die Behörden der Städte und Gemeinden davor zurückschrecken! Der Mensch darf sich hier viel erlauben; er darf frei schreiben und sprechen, wie er denkt, und thun, was er will, unter der Voraussetzung, dass er einigermassen klug und vorsichtig zu Werke geht. Das Gesetz ist gelind, und der Richter, wenn er auch zuweilen streng sein muss, nicht selten bestechlich. Und wie leicht steht dem Uebertreter, wenn er dem Gesetze nicht anders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entgehen kann, die Flucht in die fernen Wildnisse offen, die er mit Hülfe der vom Staate angelegten Eisenbahnen und Dampfschiffe bald erreichen kann! Aber selbst in dem Falle, dass der Arm der Gerechtigkeit ihn ereilen sollte, giebt es für ihn noch zwei Wege der Rettung. Entweder befreit ihn der gut bezahlte Sachwalter durch seine rabulistische Geschicklichkeit oder die Begnadigung von der Strafe. Das letztere Mittel ist in Amerika viel leichter zu erlangen als irgendwo anders: eine recht grosse Zahl von Unterschriften unter einer Bittschrift an den Gouverneur thut in den meisten Fällen Wunder, besonders, wenn der Delinquent der gebildeten Gesellschaft oder einer reichen und angesehenen Familie angehört.

Dass bei der Milde der Gesetze die Zahl der Verbrechen nicht gering ist, versteht sich von selbst. Aber warum sind die Gesetze so mild? Sehen wir nicht die bösen Früchte davon deutlich vor Augen? Die Antwort darauf ist folgende. Nordamerika enthält die gemischteste Bevölkerung, die es in irgend einer Gegend der Erde giebt, weil es ein Asyl ist für Alle, die ihre Heimath freiwillig oder gezwungen verlassen haben. Freiwillig sind diejenigen hier eingewandert, denen ihre religiöse oder politische Lage im Geburtslande unerträglich geworden war, und denen anderswo kein Unterkommen offen stand, das eine Verbesserung ihrer Lage versprach; zuweilen waren es auch solche, welche nur die Lust zu Abenteuern trieb; gezwungen aber kamen diejenigen, welche wegen begangener Verbrechen Schutz vor der Strafe suchten, also der Auswurf vieler anderen Länder und Staaten. Das alte Rom war, wie es heisst, auch einmal, bald nach seiner ersten Gründung, die Zufluchtsstätte der in den benachbarten Städten verfolgten oder aus denselben verbannten Verbrecher. Die Beherrscher des neu gegründeten Staates wandten die äusserste Strenge des Gesetzes gegen sie an, und Roms Grösse und Macht wuchs bis zur Weltbeherrschung. Diesem Verfahren ganz entgegengesetzt machten die Gesetzgeber Nordamerikas, nach dessen Losreissung von der Herrschaft Englands, den Versuch mit den mildesten Gesetzen, mit einer möglichst grossen Schrankenlosigkeit der persönlichen Freiheit, und die Vereinigten Staaten sind auf dem Wege, das grösste und mächtigste Volk der Erde zu werden. Es giebt bei ihnen keine vollziehende Gewalt, keine Gesetzgebung, welche wirksam genug wäre, das Volk vor vollständiger Anarchie zu bewahren, es gegen unrettbaren sittlichen Verfall zu sichern; und dennoch sehen wir, dass es täglich und ohne Unterbrechung zu sittlicher Vervollkommnung und höherer gesellschaftlicher Bildung fortschreitet.

Schon mit den ersten Kolonisten kam der Geist der freien Selbstregierung nach Nordamerika, und es entwickelten sich die frühesten staatlichen Anfänge in jenem Geiste, der im Laufe mehrerer Jahrhunderte mit dem Wesen des sich allmählich weiter ausbreitenden Volkes unzertrennbar zusammenwuchs. Dieser Geist ist es, der von Anfang an das Volk vor seinem Verfalle geschützt und die besseren Seiten des Nationalcharakters bewahrt hat. Wir haben oben darauf hingewiesen, dass Boden und Klima der geistigen Kultur der Ansiedler feindlich entgegentraten, und dass selbst die Kolonisten Neu-Englands, welche bei ihrer Ankunft hohe europäische Gesittung mitbrachten, Gefahr liefen, in den rohen Zustand der Indianer herabzusinken, besonders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur Zeit der Kämpfe mit den Indianern und den französischen Ansiedlern. Wir haben die mannigfaltigen sittlichen Schäden kennen gelernt, welche den Amerikanern aus den unerwarteten günstigen Wendungen ihres Geschickes erwuchsen. Sollten wir nicht nach dem Allen weit schlimmere Erwartungen von dem gegenwärtigen Zustande der Unionsstaaten zu hegen veranlasst sein? Dabei haben wir nicht einmal der Sklaverei mit ihren tief entsittlichenden Wirkungen gedacht, weil sie sich nur auf gewisse Staaten beschränkte. Aber scheint es nicht, als ob schon die Duldung derselben durch den Kongress zu Washington mit dem eben von uns besprochenen Geiste der Freiheit in entschiedenem Widerspruche gestanden habe? Doch der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn wir bedenken, dass der Kongress in seiner Majorität das scheusliche Unwesen der Sklaverei fortwährend bekämpft hat und nur deshalb so lange Zeit hindurch nicht zum Beschlusse der völligen Abschaffung gelangt ist, weil er es eben mit dem freien Geiste der Republik nicht in Einklang zu bringen vermochte, dass sich die Bundesgewalt in die inneren Angelegenheiten der Einzelstaaten mischte und denselben ein Recht entzöge, das ihnen einmal gesetzlich zugestanden war, und auf welchem fast ihre ganze Existenz beruhete; ferner, weil sich die Majorität überredete, dass die Sklaverei durch den Geist der freien Verfassung bald von selbst zum Aufhören genöthigt werden würde; und endlich, weil sie einen allzugrossen Werth auf die Einstimmigkeit aller Staaten beim Abstimmen über einzelne Artikel der Verfassung legte, statt die wahre Einigung in der Gleichartigkeit freier Zustände zu suchen und statt das Werk der Abschaffung erst einer furchtbaren Revolution vorzubehalten. Trotzdem nun die Masse der Verbrechen im Ganzen einen grossen Umfang in den Vereinigten Staaten erreicht, müssen wir doch, um die guten Seiten des amerikanischen Volkslebens nicht ganz ausser Acht zu lassen, hinzufügen, dass das vorher Gesagte vorzüglich auf die Südstaaten und gewisse grössere Städte zu beziehen ist. Unter den ländlichen Bewohnern des Nordens, und vor allen in den Staaten Neu-Englands, wo die Nachkommen der Ansiedler, die einst um der religiösen Verfolgung willen Europa verliessen, den Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmachen, ist die Zahl der Verbrechen so auffallend gering, dass wir uns in Europa vergeblich nach einer Gegend von ähnlichen Verhältnissen umsehen dürften; ja, es geht so weit, dass es in einzelnen Staaten wenige oder gar keine Strafanstalten oder Armenhäuser giebt, weil keine schwere Vergehen vorkommen, und weil ein Jeder sein Brod hinreichend erwirbt, um sich vor Dürftigkeit und Bettelei zu schützen. Daher sind auch die geringeren Vergehen, wie Feld- und Gartendiebstahl, Waldfrevel und dergleichen so selten, dass man der Einhegungen und Umzäunungen dort kaum bedarf. Ferner ist es ein auffallender Zug in dem Charakter des Anglo-Amerikaners überhaupt, dass er, während ihm Humbug etwas Erlaubtes zu sein scheint, eine grosse Achtung vor der Wahrheit besitzt und durch keinen Vorwurf empfindlicher verletzt zu werden pflegt, als wenn man ihn einen Lügner nennt. Er hält in der Regel sein gegebenes Wort und bekennt meist ohne Rückhalt das von ihm begangene Unrecht. Er hasst alles Kleinliche und niedrig Gemeine im Verkehr, während er das grossartige Wesen liebt; daher ist er niemals

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geizig, sondern eher verschwenderisch oder in hohem Grade freigebig, wenn es ihm gelungen ist, Geld zu erwerben, das er nie als Zweck, sondern nur als Mittel zu seinem Zwecke, nämlich zu einem behaglichen Leben, ansieht. So häufig auch die leichtsinnigen Bankerotte vorkommen, von bösartigen hört man selten oder gar nicht.

Diese einzelnen Charakterzüge gehören offenbar zu den Wirkungen der mit der allgemeinen bürgerlichen Freiheit in natürlichem Zusammenhange stehenden Berufs- und Gewerbefreiheit. Wie es für keinen Lebensberuf irgend ein Geburts- oder Standesprivilegium giebt, und die Wahl eines jeden Berufes Allen offen steht, je nachdem die Neigung, das Talent oder die Gelegenheit sie zu dem einen oder dem anderen hinzieht, so führt auch ein etwa geschehener Fehlgriff bei der Wahl nicht so leicht zur Hoffnungslosigkeit oder Verzweiflung. Der Einzelne kann sich nach einander in verschiedene Berufsarten hineinarbeiten, bis er die ihm angemessene gefunden hat. Nur muss er Regsamkeit und Energie besitzen, — woran es übrigens dem jugendlichen Amerikaner fast niemals fehlt —, um bei dem Wettlaufe mit Tausenden nicht zurückzubleiben; hier gilt es „hilf dir selber oder geh' zu Grunde". Denn selbst diejenigen, welche von Geburt an im Besitze von Reichthümern sind, befinden sich hier in beständiger Gefahr, dieselben zu verlieren, wenn sie nicht an dem allgemeinen Wetteifer theilnehmen und sich ohne Energie etwa dem Genusse allein hingeben. Durch die häufigen Bankerotte kommen auch grosse Kapitalisten an den Bettelstab, und vom Betteln kann hier Niemand leben, da, wie gern auch sonst der Eine dem Andern hilft, sogar die Wohlthätigsten eine entschiedene Abneigung vor übel angewandten Almosen an den Tag legen. Als eine erfreuliche Folge der schrankenlosen Berufsfreiheit, nach welcher es fast unmöglich ist, dass einem strebsamen Menschen alle Aussicht auf ein gutes Fortkommen abgeschnitten werden sollte, haben wir auch die seltenen Fälle von Selbstmorden anzusehen, deren Zahl bei weitem geringer ist als in Europa, und welche, wenn sie vorkommen, ihrer Mehrzahl nach von den leichter verzagenden neu eingewanderten Deutschen verübt werden, die, durch vorgespiegelte Hoffnungen hinübergelockt, sich allzu oft in ihren Erwartungen getäuscht sehen und vollständiger Rathlosigkeit anheimfallen.

Fragen wir nun nach der eigentlichen Quelle, aus welcher der edlere Geist der Freiheit, dem der Charakter der Nordamerikaner seine besseren Seiten verdankt, immer neue Kraft und Frische schöpft, so finden wir sie in Neu-Englend, dem Lande der Yankees; und fragen wir andrerseits nach dem Mittel, durch welches jenem Geiste die gesunde Richtung und der feste Halt verliehen wird, dass er nicht in Zügellosigkeit ausarte und zur rohen Entsittlichung führe, so glauben wir es in der steten Zunahme deutscher Einwanderung mit deutscher Bildung und Gründlichkeit zu finden.

Wir haben schon oben auf die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas von Neu-England hingedeutet: es ist das hügelige Land, welches in Nordosten der Unionsstaaten gelegen, durch das tief in's Land einschneidende Thal des Hudsonflusses von den übrigen Oststaaten getrennt wird. Es gewährt den Reisenden den Anblick herrlicher Landschaften; aber sein Boden ist nicht sehr ergiebig, er eignet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau, und das Klima ist im Allgemeinen ein rauhes zu nennen wegen der schroffen Gegensätze der Witterung und des schnellen Wechsels von Hitze und Kälte. Die Bewohner dieses Landes, bei denen alle die Eigenthümlichkeiten der Anglo-Amerikaner, die wir als Wirkungen des Klimas erwähnt haben, einseitige Verstandesrichtung neben Mangel an Gemüthswärme, schnelles Verblühen und frühes Greisenalter, sowie ein gestreckter Wuchs, schmale und scharfe Gesichtszüge und nervöse Erregbarkeit, besonders hervortreten, zeichnen sich vor jenen durch treueres Festhalten an der Lebensweise und den Sitten des Mutterlandes aus. Sie bauen ihre Häuser immer noch nach dem Style Alt-Englands, richten ihre Wohnungen wie ihre ganze Häuslichkeit auf englische Art ein und ahmen gern die Liebhabereien der englischen Aristokratie nach. Sie halten auf Bildung, auf die Pflege der Wissenschaften und Künste, soweit es einem Amerikaner möglich ist, und zeigen grössere Ausdauer in der Verfolgung geistiger Ziele. Von ihnen schreiben sich die wichtigsten Erfindungen her, die Nordamerika aufzuweisen hat, ihnen gehören die einzigen grossen Schriftsteller und Dichter Amerikas an, und von den bedeutenden Staatsmännern, Geschichtsschreibern und wissenschaftlichen Forschern, von den berühmten Rednern, Rechtsgelehrten und Seefahrern gingen die meisten aus Neu-England hervor. Schon in seinem Aeussern zeigt der Yankee eine grössere Intelligenz und ein festeres, würdigeres Auftreten als die meisten übrigen Bewohner der Vereinigten Staaten.

Wir müssen hierbei erwähnen, dass man sich bei uns unter dem Namen des Yankee gewöhnlich, und mit grossem Unrechte, eine ganz andere Persönlichkeit, nämlich den rohen und ungesitteten Bewohner der Südstaaten, vorstellt, der auf dem Rücken liegt und seine Beine über irgend eine Brustwehr hängen lässt, der beständig Taback käuet, Alles um sich her durch sein rücksichtsloses Speien belästigt und vielfach dem Trunke ergeben ist. Das ist der Yankee eben nicht, sondern der ehemalige Sklavenhalter, welcher in seiner Rohheit von Widerwillen gegen die geistige Ueberlegenheit und die grössere sittliche Strenge des Yankee erfüllt ist, und ihm nicht allein wegen seiner vermeintlichen Heuchelei, mit der er die Sklaverei verabscheut, allerlei Schimpfnamen beilegt, sondern den Namen Yankee selbst zum Schimpfworte macht.*) Der Yankee zeigt im Gegentheil grossen Widerwillen gegen jene genannten üblen Gewohnheiten, wie er ja auch ein Feind der geistigen Getränke ist und mit grossem Eifer die Mässigkeitsvereine zu befördern pflegt.

Während also die Bewohner der übrigen Unionsstaaten häufig mit der Rohheit prahlen, als ob sie ein Merkmal unumschränkter Freiheit wäre, wetteifern die Staaten Neu-Englands mit einander in Allem, was zur Hebung des geistigen Lebens und der Gesittung beiträgt, und üben dadurch auch einen wohlthätigen Einfluss auf diejenigen Staaten der Union aus, in denen ihr gutes Vorbild zur Anerkennung gelangen kann, oder in denen sich schon eine grössere Zahl von Yankees niedergelassen hat. Muster-

*) Der Name Yankee ist, wie man in Amerika annimmt, die ursprüngliche indianische Aussprache des Wortes „English“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haft sind ihre Blinden- und Taubstummen-Institute, ihre Irren- und Strafanstalten, Hospitäler und Waisenhäuser. Kein Staat hat eine bessere polizeiliche Ordnung, eine grössere Schönheit in den öffentlichen Anlagen, Gärten und Spaziergängen aufzuweisen, und über Alles geht ihre Opferfähigkeit bei der Gründung von Bildungs- und Unterrichts-Anstalten.

Wir kommen nun zu einem Gegenstande, der von so umfassender Bedeutung ist, dass eine ausführliche Betrachtung desselben weit über die Grenzen unseres gegenwärtigen Zweckes hinausgehen würde. Wir beschränken uns daher auf einige kurze Andeutungen. Wir meinen das religiöse und kirchliche Leben der Nordamerikaner.

Wo die Freiheit, als das Alles beherrschende Princip, so tief in das Fleisch und Blut eines Volkes eingedrungen und so vollständig mit demselben verwachsen ist, wie in den Vereinigten Staaten, da ist selbstverständlich alle Religionsübung frei, und jeder Religions- oder Kirchenzwang gänzlich unbekannt. Freilich kann es nicht anders sein, als dass in einem Staate, dessen ursprüngliche Elemente aus europäischen Niederlassungen hervorgingen, das Christenthum die herrschende Religion ist. Aber wenn man erwägt, dass der christliche Glaube, dessen Kern über allem Wechsel erhaben ist, in seiner äusseren von menschlicher Unvollkommenheit und Unheiligkeit so vielfach berührten Gestalt, im Laufe von beinahe zweitausend Jahren den verschiedensten Wandelungen unterworfen und von zahllosen Auswüchsen entstellt worden ist, wie sollte es Verwunderung erregen, wenn sich im Laufe von wenigen Jahrhunderten, und zumal in der so kurzen Periode seit der Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonien vom Mutterlande, eine grosse Menge verschiedener religiöser Gesellschaften oder Sekten gebildet hat, die mit wenigen Ausnahmen, wie die Mormonen, unter dem Schutze des Staates neben einander bestehen. Sie sind zum grösseren Theile schon europäischen Ursprungs, was sich ja aus dem Umstande erklärt, dass die meisten Kolonisten in ihrer Glaubensrichtung die Veranlassung zum Aufgeben der Heimath fanden. Die Römisch-Katholischen sind überwiegend Irländer; die Bischöflichen stammen aus der englischen Hochkirche, die Presbyterianer aus der schottischen Kirche, die Reformirten theils aus den reformirten Gemeinden Hollands, theils aus der Schweiz und der rheinischen Pfalz her. Die Lutheraner, Herrnhuter und Mennoniten wanderten aus Deutschland, die Quäker aus England ein. Die Methodisten und Baptisten traten fast zu derselben Zeit diesseit und jenseit des atlantischen Oceans auf und verbreiteten sich am weitesten, weil ihre Lehren vorzüglich bei den niederen Volksklassen Eingang fanden. Alle diese Sekten, von denen wir die wichtigsten hervorgehoben haben, halten noch immer an den Symbolen, dem Ritus und der Verfassung ihrer entsprechenden europäischen Mutterkirchen fest und gehören ihrer Mehrzahl nach einer orthodoxen Richtung des Protestantismus an. Diejenigen Amerikaner, welche wir als die Träger alles Grossen in der Union ansehen dürfen, also vor Allen die gebildeten Bewohner Neu-Englands, sind religiös ohne Fanatismus, wenn auch zuweilen nicht ganz frei von Schwärmerei. Wenn die Religion auch nicht allen Yankees wirkliche Herzenssache ist, so gehört doch wenigstens der äussere Anschein von religiösem und kirchlichem Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur Respectabilität. Man vermeidet es, in gesellschaftlichen Kreisen Gespräche über Religion zu führen, weil man sie als eine Angelegenheit betrachtet, welche allein der Kirche und dem inneren Heiligthume der Familie angehört; wer es aber wagen wollte, sich öffentlich missachtend über dieselbe zu äussern, der würde sich leicht einer grossen Gefahr aussetzen. Kein Staatsbürger ist verpflichtet, sich äusserlich einer bestimmten Confession anzuschliessen; ist man jedoch einer gewissen kirchlichen Gemeinschaft beigetreten, so muss man auch die von derselben vorgeschriebenen Pflichten und Bedingungen erfüllen, einen in derselben geforderten Lebenswandel führen und zur Bestreitung ihrer äusseren Bedürfnisse beisteuern. Der Staat erhebt weder Abgaben von den Kirchen, — denn die religiösen Zwecke sind von allen politischen und bürgerlichen streng geschieden, — noch trägt er etwas zur Erhaltung derselben bei; sie erhalten sich selbst und geniessen nur des staatlichen Schutzes in Bezug auf ihr Eigenthum und ihre Rechte wie alle übrigen anerkannten Corporationen. Bei der reichen geistigen Begabung der Neu-Engländer lässt sich wohl erwarten, dass es ihnen in der Kirche neben der Erbauung auch um eine lebhafte Beschäftigung des Verstandes zu thun ist. Sie verlangen von ihrem Geistlichen, dass er ein geistvoller, gründlich gebildeter Mann, ein Dialektiker und eindringlicher Redner sei. Dafür steht er dann auch bei seiner Gemeinde in hohem Ansehen, und sein Gehalt ist bedeutend. Da nun die Mitgliederzahl einer einzelnen Kirche, deren es eine grosse Menge giebt, in der Regel nur gering ist, so fällt auf die Wohlhabenderen eine bedeutende Kostenlast: denn die Beisteuer ist freiwillig und wird gewöhnlich durch Versteigerung der Sitzplätze aufgebracht. Aber aus der Höhe dieser Kosten und der Bereitwilligkeit, sie zu tragen, ebenso wie aus dem regelmässigen Besuche der Kirchen, in welchen des Sonntags oft dreimal Gottesdienst gehalten wird, lässt sich wohl schliessen, dass es den Yankees Ernst um die Sache ist. Man könnte hier die Bemerkung machen, dass die aus dem Mutterlande herstammende Strenge in der Heilighaltung des Sabbaths, zumal da die Yankees noch immer mit grosser Vorliebe an den alt-englischen Gewohnheiten festhalten, die Hauptveranlassung zu dieser Kirchlichkeit wäre; aber in neuerer Zeit ist jene Strenge nicht mehr so gross: es fehlt des Sonntags weder an glänzenden Mahlzeiten noch an weltlichen Concerten und öffentlichen Vergnügungen aller Art. Im Ganzen jedoch, wenn man von diesen besseren Zuständen unter den Bewohnern Neu-Englands und derjenigen Staaten, bei denen ihr Einfluss am bemerkbarsten hervortritt, absieht, ist die Zahl der Gleichgültigen gegen alles religiöse Leben in der Union sehr überwiegend, und es giebt Gegenden, besonders in den Südstaaten, wo dasselbe vollständig zu fehlen scheint.

Wir haben nun noch einen Zug in dem Volkscharakter der Nordamerikaner zu berühren, welcher jedem Fremden sogleich in die Augen fällt: es ist die gesellschaftliche Stellung, welche den Frauen zuertheilt ist. Schon früher hatten wir darauf hingewiesen, dass in dem Seelenleben des Amerikaners der Verstand im Verein mit der Willenskraft zu sehr hervortritt, während das Gemüth eine nur untergeordnete Stelle einnimmt. Dies Missverhältniss zeigt sich mit seltenen Ausnahmen ebensowohl bei dem weiblichen Geschlechte, wo das Herz naturgemäss eine noch wichtigere Rolle zu spielen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat, wie bei dem Manne, und wenn dieser dadurch an Liebenswürdigkeit verliert, so wird jenes nicht weniger von demselben Mangel betroffen. So schön und so reich mit geistigen Fähigkeiten geschmückt die Amerikanerinnen auch sein mögen, an Tiefe des Gemüths können sie mit den meisten europäischen Frauen keinen Vergleich aushalten: sie sind im Allgemeinen zu verständig und kalt berechnend. Dazu kommt, dass sie, wie wir von den Männern erwähnten, früh verblühen und in einem Alter von kaum dreissig Jahren schon zu Matronen herangereift sind. Haben es daher die Umstände so gefügt, dass sie vor dem zwanzigsten Jahre nicht verheirathet sind, und ist ihr Vermögen nicht bedeutend, so sehen sie sich nach einem selbstständigen Berufe um. Dieser Beruf besteht nun eben nicht in der Beschäftigung mit Handarbeiten, worauf sich die europäischen Frauen gewöhnlich beschränken, sondern sie wenden sich, da es ihnen nicht an geistigen Anlagen, in vielen Fällen aber an der liebenswürdigen weiblichen Schüchternheit fehlt, zu solchen Berufszweigen, welche anderswo in der Regel den Männern überlassen bleiben. Sie besuchen sehr lange, oft bis zum neunzehnten Jahre, die sogenannten Akademien, d. h. höhere Bildungsanstalten, wo sie einen zwar oberflächlichen, aber meist umfangreicheren Schulunterricht erhalten als die jungen Männer, welche die Schule in der Regel schon früher verlassen. Darauf beruht zum grossen Theile ihr Anspruch, sich an dem öffentlichen Leben in vollem Maasse zu betheiligen. Sie suchen ihr Brod nicht nur im Kleinhandel als Verkäuferinnen und bei grösseren Geschäften in der Stellung der Buchhalter und Cassirer; sie wählen sich viel häufiger den Lehrerstand, der von Damen überfüllt ist, und eine nicht geringe Zahl bringt es sogar bis zum Berufe approbirter weiblicher Aerzte und ordinirter Prediger. Schriftstellerinnen und Künstlerinnen aller Art finden sich in Amerika weit mehr als in anderen Ländern. Es giebt auch Mitarbeiterinnen an der Tagespresse und solche Damen, welche die Redaction von Zeitschriften übernehmen; es fehlt nicht an solchen, die öffentlich politische Vorträge halten und als Verfechterinnen der Weiberrechte auftreten, selbst nicht an weiblichen Postmeistern. Sie nehmen an den zahlreich eingeführten Debattir-Uebungen Theil, und es ist kein Wunder, wenn sie in der neuesten Zeit nicht allein beanspruchen, zu allen bürgerlichen Abstimmungen, wie bei den Wahlen für die Parlamente, zugelassen, sondern selbst auch wählbar zu werden. Es geht in's Unglaubliche, wie weit das weibliche Geschlecht seine Ausschreitungen treibt, die wir hier nicht ferner zu verfolgen veranlasst sind, und es lässt sich nicht absehen, wohin es mit denselben gelangen würde, wenn ihm die Anspruchslosigkeit und Sittsamkeit der eingewanderten deutschen Frauen, denen die Grenzen der echten Weiblichkeit wohl bekannt sind, nicht ein heilsames Gegengewicht hielte. Denn diejenigen Beschäftigungen und Berufszweige, die recht eigentlich dem Kreise des Weibes angehören, das stille sorgsame Walten in der Haushaltung, die häusliche Pflege und Wartung der Kinder, Stricken, Nähen u. dgl., werden fast ganz den deutschen Frauen überlassen. Ebenso unentbehrlich, wie der deutsche Mann dem Amerikaner beim Ackerbau, im Handwerk und überall, wo es auf ausdauernden Fleiss und treue Hingebung ankommt, geworden ist, so ist es auch die deutsche Frau in der Wirthschaft und den Handarbeiten. Ueber-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trifft der Amerikaner den Deutschen an Selbstvertrauen und stolzer Selbstachtung, an Freigebigkeit und Grossartigkeit im Hinwegblicken über kleinliche Dinge, an Entschlossenheit und Unternehmungsgeist, an Gewandtheit und Schlauheit, so ist ihm dieser an Tiefe und Wärme des Gemüths, an Gewissenhaftigkeit und Treue, an Beharrlichkeit und Gründlichkeit überlegen.

Wir dürfen es ohne Scheu aussprechen: der edlere deutsche Sinn, der sich mit der jährlich mehr und mehr zunehmenden Einwanderung immer weiter in der Union verbreitet, ist eben das, was im Durchschnitte dem Amerikaner fehlt, und was auf diesen, den das übersprudelnde Freiheitsgefühl oft bis zum Schwindeln berauscht, wohlthätig heilend wirkt; während der oft zu bescheidene Deutsche durch das Leben in Amerika zu stärkerem Selbstgefühle und zum Bewusstsein seiner höheren Würde erhoben wird. Nimmt in Deutschland das Bedürfniss zur Auswanderung auch in noch grösserem Maasse zu, als es bis jetzt geschehen ist, so bedarf unser Vaterland deswegen doch keiner selbständigen Colonien in anderen Erdtheilen. Die deutsche Kraft, die es an Amerika abgiebt, geht nicht verloren, um so weniger, je mehr einst die Menge der eingewanderten Deutschen mit der Zahl der Anglo-Amerikaner in ein richtiges Verhältniss tritt. Dann wird die gegenseitige Ergänzung zweier so verschiedener Volkscharaktere für beide segensreich sein; dann werden die Vereinigten Staaten zu derjenigen Macht und Grösse, zu dem Glücke gelangen, zu dem sie vor allen Nationen der Erde bestimmt zu sein scheinen.

II.
Die Bildungsanstalten.

Indem wir jetzt zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe, zur Schilderung der Bildungsanstalten der amerikanischen Freistaaten übergehen, sehen wir uns zu der Erklärung genöthigt, dass wir, da es für uns ausser dem Bereiche der Möglichkeit liegt, die von uns hingestellten Thatsachen und Beschreibungen aus der eigenen Anschauung zu schöpfen, hierbei den Mittheilungen eines Mannes folgen, der die Zustände der amerikanischen Schulverhältnisse Jahre lang mit eigenen Augen beobachtet hat, und an dessen Wahrheitstreue zu zweifeln kein Grund vorhanden ist. Dr. Rudolph Dulon, auf dessen aus dem Staate Illinois herübergesandte Schrift wir uns beziehen, ist ein für seinen Beruf hochbegeisterter Pädagog, der wohl im Stande ist, die Vorzüge und Schäden des amerikanischen Schulwesens richtig zu beurtheilen, und daher auch deutlich erkannt hat, worauf es bei der Heilung der letzteren vorzüglich ankommt.

Ehe Nordamerika unter die Herrschaft Englands kam, war daselbst von Schulen wenig oder gar nicht die Rede; sie wurden erst unter der Mitwirkung alt-englischer Autoritäten gegründet und daher nach dem Muster der englischen Schulen eingerichtet. Dies gibt sich auch bei dem ersten Blicke an der Familienähnlichkeit zu erkennen; nur tritt in demselben Momente der Unterschied hervor, dass die Kinder ihre Mutter an Schmuck und an Grossartigkeit weit übertreffen. Hierin spiegelt sich der gross-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

artige Sinn und die Liberalität der Amerikaner sogleich ab. Nach den Gesetzen ihres Staates wird mit dem erwachten Bedürfnisse einer Schule die Gründung derselben sofort in Angriff genommen, ohne dabei, wie in den deutschen Dörfern, mit kleinlicher Sparsamkeit zu verfahren, sie wird mit einem anständigen Gebäude und mit allen dem Zwecke entsprechenden Einrichtungen reichlich ausgestattet. An den nöthigen Lehrern ist kein Mangel, da ihr Amt nicht unter Nahrungssorgen verwaltet zu werden braucht. Dann ist der Eintritt nicht allein den Kindern amerikanischer Bürger geöffnet, sondern der ganze Unterricht mit allen dazu gehörigen Unterrichtsmitteln, sogar den Lese-, Schreib- und Zeichenbüchern, den Schiefertafeln und Federn, wird jedem fremden Kinde, wenn es dessen Eltern wünschen, unentgeltlich ertheilt. Und diese Liberalität beschränkt sich nicht auf die Elementarschulen, sondern sie erstreckt sich in einigen Staaten bis auf die Universitäten. Die Abendschulen, für die Fortbildung derjenigen errichtet, welche in reiferem Alter ihrem Berufe bei Tage obliegen müssen, gestatten gleichfalls allen Einwanderern, sobald sie das Land betreten haben, die Theilnahme an dem Unterrichte und bieten ihnen durch besondere auf Staatskosten angestellte Lehrer ausserdem die Gelegenheit dar, die englische Sprache zu erlernen.

Indessen sind wir genöthigt, hier von vornherein eines Umstandes zu gedenken, der auffallend genug ist, um die amerikanische Schule als Erziehungsanstalt von allen ähnlichen Anstalten in anderen Staaten scharf zu unterscheiden. Da nämlich die Landesverfassung vollständige Gewissensfreiheit verbürgt, so ist der Religionsunterricht von der Volksschule gänzlich ausgeschlossen, so dass sich die Kinder von Mitgliedern aller religiösen Bekenntnisse und aller im Staate vorkommenden christlichen Sekten in derselben neben einander befinden. Keine kirchliche Behörde hat sich in die Angelegenheiten der Schule zu mischen; und sollte wirklich einmal ein Geistlicher zum Mitgliede einer Schulinspection gewählt worden sein, so nimmt er den Platz nicht als Geistlicher, sondern als Bürger ein, in Folge des Vertrauens, das er sich bei seinen Mitbürgern erworben hat. Und nun tritt mit dieser gesetzlichen Bestimmung eine höchst sonderbare Erscheinung in den grellsten Widerspruch. Sie besteht in dem Gebote, dass jeder Unterrichtstag mit der Lesung eines kurzen Bibelabschnittes beginnen solle, wobei freilich eine jede Art von Auslegung der Stelle untersagt ist. Mit welcher Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit mögen diese Abschnitte der heiligen Schrift gewöhnlich gelesen und angehört werden! Der Gebrauch schreibt sich offenbar aus einer Zeit her, wo es nur bei den aus England herübergekommenen Puritanern oder Presbyterianern Schulen gab, und eine gewisse Pietät gegen die Sitten Alt-Englands, wie gegen das Althergebrachte, hat es bisher nicht gewagt, jenes Gebot aufzuheben. Aber da es die rein äusserliche Religiosität, welche mit der Heuchelei in engster Beziehung steht, befördert und überdies einen hohen Grad geistiger Unfreiheit nebst einem grossen Mangel an pädagogischer Einsicht verräth, so sollte man wohl erwarten, dass diesem Missbrauche bald ein Ende gemacht werden wird.

Die amerikanische Schule ist mit Recht darauf angelegt, der Jugend diejenige Bildung zu gebeu, deren sie in dem Leben eines freien Volkes bedarf, und mit feinem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und richtigem Verständnisse wählt sie diejenigen Unterrichtsfächer aus, welche vor Allem dem praktischen, bunt bewegten Leben zu Gute kommen. Die Leistungen sind im Allgemeinen bedeutend zu nennen: denn, mögen wir über das Urtheil der echten Amerikaner, dass ihr Volk das gebildetste der Erde sei, denken wie wir wollen, es lässt sich nicht leugnen, dass etwas Wahres an der Behauptung ist. Schliessen wir die Neger und einen grossen Theil der halbverwilderten Weissen, welche in den Südstaaten ein unstätes Leben führen, sowie die erst vor Kurzem angekommenen Einwanderer aus, so kann ein jeder Amerikaner, wenigstens so weit sich die Volksschule nach dem Westen erstreckt, hinlänglich lesen und schreiben; und sollten einzelne Verwahrloste davon eine Ausnahme machen, so treibt sie doch das Gefühl der Scham darüber an, das Versäumte in der Abendschule nachzuholen. Aber bei der überwiegenden Mehrzahl findet man selbst einen höheren Bildungsgrad, der sich durch Geläufigkeit im Lesen der Muttersprache und durch eine gute Handschrift, durch Lösung selbst schwierigerer Aufgaben des kaufmännischen Rechnens, durch eine übersichtliche Kenntniss der Geographie und der Verfassung Amerikas, auch durch Bekanntschaft mit dem Wichtigsten aus dem Gebiete der Naturwissenschaften zu erkennen giebt, wovon auch das öffentliche Leben vielfach Zeugniss ablegt. Der gebildete Amerikaner nimmt, so oft es seine Verhältnisse erlauben, an den Debattirübungen, an den Versammlungen zur Förderung der Logik und Rhetorik Theil, und die Erfolge davon zeigen sich in seiner Redefertigkeit, Gewandtheit und Sicherheit, wenn er etwa aus dem Waarenlager oder der Schreibstube in die Versammlung der Gesetzgeber berufen wird. Die vollkommene Unkenntniss der heimathlichen Gesetze, wie sie in Deutschland so häufig vorkommt, gehört in Amerika fast zu den Unmöglichkeiten. Der Amerikaner ist durchaus praktisch und findet sich so leicht in alle neuen Verhältnisse, dass es nichts Unerhörtes ist, wenn ein einflussreicher Fabrikenbesitzer oder Kaufmann, wie es im letzten Kriege nicht selten geschah, an die Spitze eines Regiments tritt oder die Wahl zum Mitgliede einer hohen verwaltenden Behörde ohne Bedenken annimmt. Das leistet die, nur auf die Praxis vorbereitende, Schule und freilich noch mehr das darauf folgende vielbewegte öffentliche Leben in Verbindung mit einer oft bedeutenden geistigen Anlage der amerikanischen Jugend.

Betrachten wir nun das öffentliche Schulwesen Nordamerikas in seiner Eigenthümlichkeit und mannigfachen Gliederung, so ist es zunächst die Volkschule, die wir in's Auge zu fassen haben.

Wir bemerken hierbei gelegentlich, dass es uns angemessen erscheint, zur Unterscheidung der einzelnen Kategorien die sehr charakteristischen amerikanischen Benennungen beizubehalten, deren Erklärung sich meist aus der Schilderung selbst ergiebt.

Die allgemeine Volksschule „Common School“ zerfällt der Regel nach in zwei Stufen, welche in vielen grösseren Städten auch als zwei selbständige Anstalten mit besonderen Vorstehern getrennt bestehen. Die unterste Stufe bildet die „Primary School“ und die nächst höhere die „Grammar School“. Jede derselben ist aber meist wieder in verschiedene Abstufungen getheilt, so dass der ganze Kursus der Common School an manchen Orten zehn bis zwölf Klassen umfasst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Primary School sind die Kinder in gemischten Klassen vereinigt, während in der Grammar School, wenigstens in den östlichen Distrikten der Union, die Geschlechter von einander geschieden werden. Für die Primary School bildet das Buchstabiren, Lesen und Definiren der Wörter die Hauptbeschäftigung. Daran schliessen sich die ersten Elemente des Rechnens, Kopfrechnen in den unteren, Tafelrechnen in den oberen Klassen. Das Ziel des Rechenunterrichts in der ganzen Primary School besteht in der rein mechanischen Einübung der vier Spezies und im Auswendiglernen von Tabellen der heimathlichen Maasse, Gewichte und Münzen. Erst in den obersten Klassen werden schwache Versuche im Schreiben und Zeichnen auf der Schiefertafel gemacht. Endlich ist der Gesangunterricht sowie der Unterricht in gemeinnützigen Kenntnissen, oder Anschauungsunterricht, vorgeschrieben; aber dem ersteren wird sehr selten die ihm gebührende Sorgfalt gewidmet, und zu dem letzteren fehlt es meist an den nöthigen pädagogischen Kräften, um ihn gedeihlich zu machen; weshalb man denn auch schon hier in den oberen Klassen seine Zuflucht zu dem Gebrauche der „Text Books“ nimmt. Diese bestehen in sonst vortrefflich ausgearbeiteten Lehrbüchern, welche zum Auswendiglernen bestimmt sind, und aus denen von einer Lektion zur anderen Abschnitte aufgegeben werden, deren Hersagen „Recitations“ die ganze für die Lektion angesetzte Zeit in Anspruch nimmt. Die Gründe, warum diese Textbooks trotz des grossen pädagogischen Unfugs, der damit getrieben wird, bei all den Angriffen, welche eine solche Verwendung der Unterrichtszeit erfahren hat, fortdauernd und bis zu den höchsten Stufen der Schule im Gebrauch bleiben, werden wir bei der Beurtheilung der Lehrkräfte anzugeben haben.

Die „Grammar School“ hat es, wie der Name schon zeigt, hauptsächlich mit der Grammatik zu thun, und wenn die Beschäftigung mit der Lehre von der Biegung und Ableitung der Wörter, von dem Satze in seiner einfachen, zusammengesetzten und erweiterten Gestalt durch vier oder fünf Klassen fortgesetzt wird, so kann ein guter Erfolg nicht zweifelhaft sein, zumal wenn die Orthographie und ausdrucksvolles Lesen dabei nicht versäumt werden, und wenn die Anfertigung von Aufsätzen und die Uebung im freien Gebrauche der Muttersprache hinzukommt. So ist es in der Grammar School vorgeschrieben; doch bleibt die Ausführung meist hinter dem vorgeschriebenen Ziele zurück, und es kommt häufig zu nichts Anderem als zu den „Parsings“, unter welchem Ausdrucke wir das Analysiren der einzelnen Wörter zu verstehen pflegen. Denn ein grosses Uebel gesellt sich hinzu: es ist die ausserordentliche Kürze der einzelnen Lektionen. Fünf Tage der Woche sind überhaupt nur für die Schule bestimmt; der Sonnabend ist wie der Sonntag ganz frei. An jedem Schultage soll die Zeit des Unterrichts fünf Stunden, von neun bis zwölf Uhr und von eins bis drei Uhr dauern, aber die wirklichen Lektionen nehmen nur einen Zeitraum von drei Stunden ein, weil die „Studying Lessons“, die Zeiten, in denen die Schüler unter Aufsicht eines Lehrers mit ihren Büchern und schriftlichen Arbeiten beschäftigt sind, mit in die vorgeschriebene Schulzeit fallen und volle zwei Stunden in Anspruch nehmen. In jene kurze Zeit von drei Stunden werden also die zahlreichen Unterrichtsfächer zusammengedrängt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so dass für die einzelnen oft nur wenige Minuten bleiben. Denn ausser dem Unterrichte in der Muttersprache umfasst der Lektionsplan dieser Stufe das Rechnen in erweitertem Umfange. Dazu gehört Rechnen in benannten Zahlen, mit Brüchen und Decimalbrüchen und all die angewandten Rechnungsarten, wie sie für die Bedürfnisse des Geschäftslebens erfordert werden; selbst Algebra wird in den obersten Klassen gelehrt. Ferner treten hier Geographie, welche alle Theile der Erde umfassen soll, und die Geschichte der Vereinigten Staaten auf. Eine besondere Lektion ist der Verfassung der Union gewidmet. Die Mathematik bleibt von dem Unterrichte ausgeschlossen, aber Astronomie hat eine besondere Stelle; worauf wir freilich nicht allzu grossen Nachdruck legen dürfen, weil sie, wenn der Gegenstand wirklichen Erfolg hat, nichts weiter erreicht, als dass sie den Kindern einige Begriffe über Gegenstände beibringt, die der mathematischen Geographie angehören. Wie in der Primary School wird auch hier Gesang- und Zeichenunterricht ertheilt.

In einigen grösseren Städten schliesst sich an die Volksschule noch ein „Supplementary Course", Ergänzungs-Kursus, an, der den früheren Unterricht erweitert und einige neue Lehrgegenstände, wie Geometrie, allgemeine Geschichte, Physik, Chemie, Rhetorik und die französische oder die deutsche Sprache hinzufügt. Die Anstalten, in denen dies geschieht, werden bald „High Schools" bald „Select Schools" benannt.

Die „Evening Schools", Abendschulen, haben wir schon vorher erwähnt. Sie gleichen unsern Fortbildungsanstalten, nur mit dem Unterschiede, dass jene noch mehr den ersten Elementarunterricht im Auge behalten und sowohl für weibliche wie für männliche Schüler besondere Kurse umfassen.

Die höheren Lehranstalten, welche in der Union „Academies" genannt werden, sollen etwa dasselbe wie die deutschen Gymnasien leisten. Ob es aber möglich ist, diese Parallele zu ziehen, wird sich herausstellen, wenn wir versucht haben werden, in allgemeinen Zügen ein Bild derselben zu entwerfen.

Wie wir schon früher angedeutet haben, kommt es dem Anglo-Amerikaner vor Allem auf den Nutzen an, den die Bildung für das gewerbliche und das öffentliche Leben hat. Wie er schnell durch Bildung reich und angesehen werden will, so will er auch schnell zur Bildung gelangen. Daher werden die Schulen zu blossen Abrichtungsanstalten und die Lehrer zu Ueberhörern des von den Schülern Auswendiggelernten. Das Lernen führt nicht zur inneren Befriedigung an den Fortschritten im Wissen, zur Freude an der Wissenschaft selbst; sondern es wird eingestellt, sobald der äussere Zweck desselben erreicht ist. Wie die Oberflächlichkeit im Volkscharakter die Ursache zur Ungründlichkeit in der Bildung ist, so befördert auch diese wieder den Leichtsinn, der sich in der Praxis des Schulwesens zeigt.

Die Akademien, deren Schüler, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, Studenten genannt werden und sich durchschnittlich im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren befinden, sind neben der Volksschule die zahlreichsten Bildungsanstalten in den Vereinigten Staaten. Obwohl nur einige derselben vom Staate gegründet und deshalb Freischulen sind, die grössere Zahl aber aus Privatmitteln erhalten wird, so besitzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie doch alle bedeutendes Vermögen, da die Freigebigkeit für Bildungszwecke die ganze Nation durchdringt, und selbst die Bürger aus der mittleren Volksklasse es nicht für Verschwendung halten, den vierten Theil ihrer jährlichen Einnahme für den Schulbesuch ihrer Kinder, für Bücher und andere Bildungsmittel hinzugeben.

Wenn nun die Akademien die formelle und theoretische Ausbildung bei ihren Schülern so weit zu vollenden bestimmt sind, dass diese damit in die gebildeteren Kreise eintreten oder zu den höheren Fachstudien übergehen können, so sind sie doch fast alle genöthigt, mit dem ersten Elementarunterrichte zu beginnen, sogar bis zu dem Standpunkte der Primary School zurückzugreifen, und dürfen keinesweges überall eine hinreichende Vorbildung durch die Volksschule voraussetzen. Während aber die ersten Elemente täglich geübt werden, tritt auch schon der Unterricht in der Mathematik und in den Naturwissenschaften ein. Es folgen in den verschiedenen Klassen Algebra, Geometrie, Trigonometrie und angewandte Mathematik, woneben Naturbeschreibung, Physik, Chemie und Astronomie getrieben werden. In der Behandlung der alten Sprachen unterscheiden sich diese Anstalten am schärfsten von den deutschen Gymnasien. Die zwei bis vier wöchentlichen Lektionen sollen dasselbe leisten, was bei uns in acht bis zwölf lateinischen Stunden erreicht wird. Es ist reine Abrichtung nach der beliebten Ahnschen Methode, wonach die Grammatik ohne alle Mühe Seitens der Herren Studenten in grösster Schnelligkeit durchgemacht und sobald wie möglich mit dem Lesen des Cäsar, des Virgil und des Cicero angefangen wird. Wie tief man in das Verständniss und den Geist der alten Klassiker eindringt, lässt sich denken, wenn auch daneben, wie es in einigen dieser Akademien geschieht, Vorlesungen über griechische und römische Alterthümer gehalten werden. Natürlich verfährt man bei dem Studium der griechischen Sprache nicht anders und macht, nachdem die griechischen Buchstaben eingeübt sind, in kurzer Zeit die Bekanntschaft des Xenophon, Herodot und Homer. Und welchen Werth man überhaupt auf das Studium des klassischen Alterthums legt, erhellt daraus, dass die Schüler auf den Wunsch ihrer Angehörigen von demselben dispensirt werden können, wenn sie sich dafür einer modernen Sprache zu widmen bereit sind.

Stellen wir nun der grossen Masse von Gelehrsamkeit, deren Aneignung den Studenten in den oberen Klassen dieser Anstalten zugemuthet wird, die geringe Zahl von höchstens zwanzig wöchentlichen Stunden und die vier bis fünf Jahre für die ganze Studienzeit gegenüber, so dürfen wir, wenn auch hier und da in einzelnen Fächern nach Umständen Bedeutendes geleistet wird, im Allgemeinen nur ein sehr geringes Resultat erwarten.

Zu den Unterrichtsgegenständen gehören in einzelnen Akademien, ausser den vorhergenannten, das Feldmessen und Nivelliren, Maschinenbau, Schiffahrtskunde und Perspektive. Wie blenden die Namen von einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften bei der Aufzählung der verschiedenen Unterrichtsfächer! Hier lehrt man Zoologie, Anatomie, Physiologie und Gesundheitslehre, dort Botanik, organische und anorganische Chemie, Mineralogie, Geologie und Meteorologie. Auf den Lektionsplänen glänzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Religionsphilosophie, Naturreligion, Verfassungskunde, Staatswirthschaft, Elemente der wissenschaftlichen Kritik u. dgl. m. Kommt nun noch hinzu, dass in den meisten dieser Anstalten ein fast beständiger Wechsel von ankommenden und abgehenden Schülern stattfindet, von denen viele denselben nur auf einige Monate angehören, dass sich die einen nur diesen, die andern nur jenen Fächern vorzugsweise zu widmen wünschen, dass oft nur sehr wenige Lehrer an einer Anstalt wirken und auch diese weder die wissenschaftliche Bildung besitzen, um den von ihnen behandelten Stoff nur einigermassen übersehen zu können, noch die pädagogische Vorbereitung, um den an sie gestellten Forderungen nur leidlich zu genügen, so ist es nicht anders möglich, als dass die ganze damit erreichte Jugendbildung in der Regel nichts als eitler Schimmer ist. Es giebt freilich auch eine kleine Zahl von Akademien, in denen wirklich glückliche Resultate erzielt werden, besonders in den Staaten Neu-Englands; diese beschränken aber auch die ungeheure Fülle des Lehrstoffes, stellen tüchtige Gelehrte und Pädagogen als Lehrer an und erstreben mit Beseitigung des oberflächlichen Scheines wirkliche Geistesbildung. Die jungen Landestöchter, deren Zahl in den Akademien sehr bedeutend ist, schliessen sich von wenigen Unterrichtsfächern aus und leisten im Durchschnitte wenigstens ebenso viel wie die Jünglinge, weil sie grösstentheils länger an dem Unterrichte theilnehmen und sich in ihrer Mehrzahl auf den Lehrberuf vorbereiten.

Wir gehen nun zu den „Colleges“ und „Universities“ über. Von einer grossen Central-Universität, wie Washington zu gründen beabsichtigte, kann bis jetzt in Amerika noch nicht die Rede sein, weil der Charakter des Volks überhaupt nicht reif ist für eine Universität, wo der Studirende sich sein Studium selbständig wählt und, von reinem Wissensdurste getrieben, frei von einer Stufe der Erkenntniss zur anderen emporsteigt. Was Washington ersehnte, ist nur theilweise in Erfüllung gegangen: die Amerikaner fühlen sich eins in der Freiheit und besitzen grossen Patriotismus, aber auch häufig den falschen, der mit dem chinesischen nahe verwandt ist, nach welchem sie nichts für gut und vollkommen halten, was nicht amerikanisch ist; sie streben nach Einsicht und Kenntnissen, aber nur, wenn die Aneignung derselben nicht allzu viel Zeit und Mühe erfordert. Ihre Universitäten, auf welche sie so stolz sind, aus welchen in der That viele berühmte Männer von tiefem Wissen und umfangreicher Geistesbildung hervorgegangen sind, und an welchen Lehrer wirken, die den besten ihrer Zeit an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit nicht nachstehen, sind ihrem Wesen nach doch sehr verschieden von dem, was man unter Universitäten in ihrem eigentlichen Sinne zu verstehen hat. Sie tragen einzelne Merkmale sowohl von Gymnasien als von Universitäten an sich, gehören aber keiner der beiden Kategorien an. Die Berufsschulen „Professional Schools“ sind zwar häufig mit den bedeutenderen Universitäten verbunden, aber ihr Zweck ist ein anderer. Die Letzteren sollen ohne besondere Rücksicht auf einzelne Berufszweige den höher gebildeten Bürger der Republik erziehen, der sowohl zur Verwaltung der höchsten Aemter in dem einzelnen Bundesstaate als auch zur würdigen Vertretung desselben beim Kongresse mit den nöthigen Einsichten und Kennt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nissen ausgerüstet ist. Eine Unterscheidung zwischen den Benennungen College und University mag wohl bei Gründung der einzelnen Anstalten stattgefunden haben, sie ist aber gänzlich verwischt, und die neuesten Institute der Art, welche in der Union fast eben so rasch wie die Städte aus dem Boden emporwachsen, führen fast alle den stolzen Namen von Universitäten.

Die bedeutsamsten unter diesen Hochschulen sind die Harvard University in Cambridge, nahe bei Boston, als die älteste, reichste und berühmteste; dann Yale in Connecticut, welche arm ist, aber in hohem Ansehen steht, Burlington im Staate Vermont, die Universität von Pennsylvanien und die der New-York City, Columbia College, Union College und im Westen vorzüglich die Universität von Michigan zu Ann-Arbor. Zu diesen Instituten ist auch die New-York Free Academy zu zählen, welche keinesweges auf dem Standpunkte der vorherbesprochenen Akademien steht.

Um in die Universität einzutreten, darf der Aufzunehmende nicht weniger als vierzehn Jahre zählen und muss sich einer Prüfung unterwerfen. Diese verlangt von ihm ausser dem absolvirten Kursus der Grammar School einige Bekanntschaft mit den Elementen der Geometrie, der alten Weltgeschichte und der alten Geographie, besonders aber ein so weit vorgeschrittenes Wissen im Lateinischen und Griechischen, dass er Einiges aus dem Cäsar, Sallust, Virgil und Cicero, aus dem Xenophon und dem Homer gelesen hat. Auch soll er im Schreiben lateinischer und griechischer Exercitien geübt sein. Aber, wie wir bei der Beschreibung der Akademien gesehen haben, ist der Erfolg derselben in den klassischen Studien meist so dürftig, dass die Hochschulen sich genöthigt gesehen haben, dem Mangel durch Errichtung einer Vorbereitungsklasse „Preparatory Department“ abzuhelfen und auf dieser Stufe den Unterricht im Lateinischen und Griechischen von vorn anzufangen. Ist nun ein „Professional Department“ oder mehrere an derselben Anstalt mit der „University“ verbunden, so nennt man die letztere, insofern sie nicht auf besondere Berufszweige vorbereitet, „Collegiate Department“. Hier wird die lateinische und die griechische Sprache nebst Literatur und Archäologie gelehrt, besonderer Fleiss auf die höhere Mathematik und alle Zweige der Naturwissenschaften, auch auf Philosophie und Religionswissenschaft verwendet, in den neueren Sprachen unterrichtet, und nebenbei werden Rede- und Disputationsübungen angestellt.

Auch in der Eintheilung der Universitäten in vier einander untergeordnete Klassen spricht sich deutlich der Unterschied zwischen ihnen und den deutschen Hochschulen aus. Die Schüler der untersten Klasse heissen nach einer alt-englischen Bezeichnung, welche zuerst von der Harvard University in Anwendung gebracht wurde, „Freshmen“, die der dritten „Sophomores“; in der zweiten werden sie „Junior Sophisters“ und in der obersten „Senior Sophisters“, auch schlechtweg „Seniors“ genannt. Der Kursus einer jeden Klasse ist auf ein Jahr berechnet, und nach Ablauf desselben finden in Folge angestellter Prüfungen die Versetzungen der Schüler statt. Eigentlicher Lektionen giebt es täglich drei, wozu noch eine für diejenigen kommt, welche neuere Sprachen lernen. Vorlesungen werden in der Regel wöchentlich nur drei gehalten. Ausserdem ist das Jahr bei den meisten Universitäten in zwei oder drei Abschnitte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

getheilt, von denen der erste vom Ende des September bis zu Weihnachten, der zweite vom Anfange des Januar bis zum Ende des März und der dritte vom Anfange des April bis zum Anfange des Juli dauert. Diese werden „Terms“ genannt und schliessen häufig einen besonderen Unterrichtskursus für sich ab.

Die vorher erwähnten Textbooks fehlen auch hier nicht. Studying Lessons finden nur da statt, wo zugleich Pensionate mit den Hochschulen verbunden sind, und wo dann die Privatstudien unter der Aufsicht und Nachhülfe eines „Instructor“ oder „Tutor“ betrieben werden.

Der „Freshman“, welcher bei unsern Studenten „Fuchs“ heissen würde, hat es besonders mit der Algebra uud Geometrie in einer täglichen Stunde zu thun. Im Griechischen, welchem wöchentlich drei oder vier Stunden gewidmet werden, macht er oberflächliche Bekanntschaft mit Xenophon, Herodot, Homer, Hesiod und Theokrit und lernt zugleich analysiren und Verse skandiren. Die lateinische Sprache, welche gewöhnlich mit drei wöchentlichen Stunden bedacht ist, wird zuweilen für die Dauer eines Term ganz ausgesetzt; doch bringt es der Freshman neben der Lektüre des Livius, der Satiren und Episteln des Horaz, den Tuskulanen des Cicero und einigen Exercitien bis zu lateinischen Aufsätzen. Selbstverständlich werden der Rhetorik, den Declamations- und Redeübungen, der Geschichte und den Naturwissenschaften einzelne Stunden und Vorlesungen gewidmet.

In der Klasse der „Sophomores“, was wir mit „Brandfüchse“ übersetzen könnten, wird neben der Trigonometrie und der angewandten Mathematik, in etwa zwei wöchentlichen griechischen Stunden die Bekanntschaft mit Euripides, Sophokles, Aristophanes, Demosthenes und Thucydides gemacht und in ebenso vielen lateinischen Stunden Horaz und Tacitus gelesen. Auch hier ruht in manchen Anstalten das Griechische oder das Lateinische für einzelne Terms ganz, um Zeit zu ersparen. Denn hier gesellen sich noch zu den übrigen Lehrobjecten der vorhergehenden Klasse englische Literatur, Logik, alte Geschichte und alte Geographie nebst Vorlesungen über griechische und römische Alterthümer und über die klassische Literatur.

Bei den „Junior Sophisters“ tritt die Mathematik bedeutend gegen die Naturwissenschaften zurück; auch werden die alten Sprachen auf je eine wöchentliche Stunde, wenn sie nicht in einzelnen Terms ganz ruhen, beschränkt. Dabei haben jedoch die lateinischen Aufsätze und die griechischen Exercitien ihren Fortgang, und die schriftlichen Uebersetzungen aus den Dichtern in poetischer Form finden sich ein. Die mechanische Naturlehre wird neben der Botanik, Astronomie, Geologie und Chemie getrieben, die Logik des Aristoteles, Moralphilosophie, Psychologie und Metaphysik finden gelegentlich auch noch einen Platz. Es fehlt selbst nicht an Vorlesungen über Naturreligion, griechische Philosophie und Geschichte der schönen Künste. Der allgemeinen Geschichte ist nur noch unter den Vorlesungen eine Stelle gegönnt.

Für die „Senior Sophisters“ wird das Studium der alten Sprachen noch mehr beschränkt, indem in vielen Hochschulen nur eine wöchentliche Stunde für beide angesetzt ist. Ausser der Integralrechnung wird nur noch die angewandte Mathematik

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

getrieben. Hier aber kommen vorzüglich die Lektionen in der Religion, Moral und Philosophie der Amerikaner zur Geltung, und die Vorlesungen behandeln sowohl naturwissenschaftliche und philosophische Gegenstände als auch Verfassungsrecht, Völkerrecht und seit dem letzten Kriege selbst Kriegswissenschaften. Ueberdies steht es den Seniors frei, an den „Eclective Studies", wo es sich um eine Erweiterung von einzelnen der eben genannten Fächer handelt, theilzunehmen.

Mit Einwilligung der Angehörigen können einzelne Studirende auch von dem Studium der alten Sprachen gänzlich dispensirt werden, um ihre Zeit ungetheilter auf die angewandte Mathematik, Chemie, auf die Staatswissenschaften und die Philosophie verwenden zu können. Solche führen den Namen der „Scientific Students".

In der Regel tritt am Schlusse eines jeden Term ein Examen ein, welches ebenso feierlich abgehalten wird wie dasjenige, welches am Schlusse des Studienjahres stattfindet. Nach diesem richten sich die Versetzungen oder bei den Seniors die Ertheilung der Diplome an die Graduirten. Derjenige, welcher den ganzen Cursus des Collegiate Department mit Einschluss der alten Sprachen rühmlich durchgemacht hat, wird zum Bachelor of Arts (A. B.), und wer sich den klassischen Studien entzogen, dafür aber mehrere neuere Sprachen studirt hat, zum Bachelor of Science (S. B.) befördert, und beide haben, wenn sie nach drei Jahren Beweise von der Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen beibringen können, Anspruch auf den Grad eines „Master of Arts" (A. M.). So erfreulich auch der Eindruck sein mag, den eine solche Feierlichkeit auf den Amerikaner macht, so bestätigt sich doch immer von neuem, was über den amerikanischen Charakter gesagt ist: Alles trägt den Stempel der Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit trotz der Weisheit, die sich in manchen Hauptprincipien kund thut. Klassische Bildung im Verein mit den mathematischen Studien soll das tiefere Eindringen in die Naturwissenschaften erleichtern, und der künftige Politiker, Gesetzgeber und Redner soll mit Staatswissenschaften, mit Rechts- und Gesetzeskenntniss ausgestattet in's öffentliche Leben treten. Aber die in jedes einzelne Studienjahr und dessen verhältnissmässig so geringe Zahl von Lehrstunden zusammengedrängte Fluth von Lehrobjecten, — unter denen gleichwohl die allgemeine Geschichte schmerzlich vernachlässigt wird — muss eine grosse Unklarheit und Verwirrung in den jugendlichen Köpfen hervorrufen und bei den meisten ein gedankenloses Gedächtnisswesen zur Folge haben.

Es bleiben uns nun noch die „Professional Schools" übrig, welche die Vorbereitung auf einen mehr oder weniger gelehrten Beruf zum Ziele haben. Sie sondern sich als theologische Seminarien, als medicinische Schulen, Rechtsschulen, als polytechnische, Bau- und Kunstschulen von einander ab und würden noch am ersten auf eine Vergleichung mit unseren Universitäten Anspruch haben, wenn ihnen das Hauptmerkmal der letzteren, die akademische Freiheit, nicht fehlte. Wo den Studirenden vorgeschrieben wird, was sie zu hören, zu lesen und auswendig zu lernen haben, wo sie ihre Pensa bekommen, überhört und examinirt werden, da ist von Freiheit und Selbständigkeit keine Rede. Sie haben nur das Amt und seine Bedürfnisse im Auge,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und soweit das Wissen der amtlichen Praxis dient, soweit es sich in derselben verwerthet und bezahlt macht, ist es Zweck und Ziel der Professional Schools; weiter reicht in ihnen das Studium nicht.

Von den theologischen Seminarien oder „Divinity Schools“ stehen einige im Dienste religiöser Gesellschaften, andere bilden, unbekümmert um die verschiedenen Sekten, junge Männer zu Predigern und Seelsorgern aus. Zum Behufe ihrer Aufnahme haben diese sich einer Prüfung in den alten Sprachen, in der Geographie, im Rechnen und in der Mathematik zu unterwerfen, welche von ihnen etwa so viel fordert als sonst beim Eintritt in das Collegiate Department zur Bedingung gemacht wird. Ausserdem müssen sie einige Werke über Moral, Philosophie und Rhetorik gelesen haben, von deren Inhalt sie im Allgemeinen Rechenschaft zu geben haben. Allgemeine Geschichte wird von ihnen nicht verlangt. Der Unterricht umfasst die in der protestantisch theologischen Fakultät herkömmlichen Disciplinen. Die klassischen, die philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien werden nicht fortgesetzt; doch ist es den Studirenden gestattet, wenn das Seminar mit einer Universität in unmittelbarer Verbindung steht, wie in Cambridge, an allen öffentlichen Vorlesungen des Collegiate Department unentgeltlich theilzunehmen. Der Kursus dauert drei Jahre; aber die einzelnen Studienjahre sind sehr abgekürzt: sie beginnen im September und endigen im Anfange des Mai. Den in drei Klassen vertheilten Studirenden sind ihre Lehrobjecte, Vorlesungen und Uebungen fest vorgeschrieben. Sie müssen in allen Klassen Aufsätze über gegebene Themata anfertigen, sich im Deklamiren und Extemporiren üben, fleissig in die Kirche gehen, den Gebetstunden regelmässig beiwohnen, aber auch an den Debattirübungen theilnehmen und, wenn sie der obersten Klasse angehören, häufig in den Kirchen predigen. Doch sind diese theologischen Schulen durchaus keine wissenschaftliche Anstalten und, was wir vorher von den Berufsanstalten gesagt haben, findet auf sie in erhöhtem Masse seine Anwendung. Mit Hülfe der Textbücher, der Recitationen und der sich daran schliessenden Uebungen werden die Studenten so weit abgerichtet, dass sie als wahlfähig zu einem Predigtamte entlassen werden können. Dass die nachher folgende amtliche Thätigkeit und fernere selbständige Studien noch grossen Einfluss auf ihre innere Durchbildung ausüben können, sehen wir an einzelnen Beispielen wissenschaftlich hochstehender amerikanischer Geistlichen, die für ihren erhabenen Beruf begeistert und von dem wahren Christenthum tief durchdrungen sind.

Die „Medical Schools“ der Universität von Pennsylvanien und der von Michigan sind in ihrer Art die bedeutendsten der Union, und da die übrigen, deren Zahl sehr gross ist, mit ihnen in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen, so kann ein Urtheil über diese auch zugleich für alle gelten. In der ersteren der genannten Schulen bilden sieben Professoren die medicinische Fakultät, wobei ein Professor noch das Amt eines Prosektors versieht. Der jährliche Kursus dauert nur fünf Monate, von October bis März. Zur Erläuterung der Lektionen findet viermal in der Woche klinischer Unterricht statt, wozu die bei der Anstalt befindliche Heilanstalt Gelegenheit verschafft. Um den Doctorgrad zu erlangen, muss der Kandidat über einundzwanzig Jahre alt sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und drei Jahre studirt haben: d. h. er muss wenigstens zwei Jahre lang bei einem praktischen Arzte in der Lehre gewesen sein und zwei volle theoretische Kurse durchgemacht haben. Dann reicht er eine medicinische Dissertation ein, wird, wenn dieselbe genügend befunden, auf Grund derselben geprüft und, nachdem die Fakultät über ihn abgestimmt hat, zum Doktor promovirt. So ausgestattet tritt er als praktischer Arzt in die Welt ein. Zur Aufnahme in die Medical School von Michigan wird eine gute Erziehung, eine genügende Kenntniss der englischen Sprache und Literatur, einige Kenntnisse in den Naturwissenschaften, in der Mathematik und so viel von der lateinischen Sprache zur Bedingung gemacht, um Recepte schnell lesen zu lernen und die technischen Ausdrücke in der Natur- und Arzeneikunde richtig zu verstehen. Der jährliche Kursus dauert hier sechs Monate, und es finden täglich Vorlesungen statt. Im Anfange einer jeden Vorlesung werden die Studenten sorgfältig über den Gegenstand der vorhergehenden Lektion geprüft. Neben den Winterkursen sind jetzt für die meisten Anstalten noch Sommerkurse eingerichtet, in welchen die Studenten über die Pflichten und Operationen des Arztes auf dem Schlachtfelde, im Feldlager und im Hospitale instruirt werden. Die Prüfungen sind im Ganzen überall gleich, nur mit kleinen Ausnahmen, wie z. B. in Michigan, wo der Kandidat während des ganzen letzten Kursus von den einzelnen Professoren in den durch sie vertretenen Fächern schriftlich examinirt wird. Man erzählt, dass zuweilen die Jahre, welche von den jungen Leuten in einer Apotheke zugebracht worden sind, ihnen auch als praktischer Theil ihrer Studien angerechnet werden.

Die Rechtsschulen „Law Schools“ haben es mit der Vorbereitung auf den Advokatenstand zu thun. Zur Aufnahme in dieselben wird keine klassische Vorbildung, sondern nur eine hinreichende Verstandesentwickelung verlangt. Zwei tägliche Vorlesungen, die in den Morgenstunden von zwei bis vier Professoren über die sämmtlichen Disciplinen der Rechtsgelahrtheit gehalten werden, reichen dem Studenten den Stoff dar, den er sich im Laufe des Tages anzueignen hat, und über den er am nächstfolgenden Tage examinirt wird. Dazu kommen zweimal wöchentlich Versammlungen „Moot Courts“, in denen unter Leitung eines Professors Rechtsfragen erörtert werden. Der Kursus umfasst drei Terms, von denen jeder zwölf Wochen dauert; und nach Verlauf dieser kurzen Zeit, während welcher von Institutionen und Pandekten wenig, von Rechtsgeschichte, Logik, Psychologie, Staatsphilosophie u. dgl. gar nicht die Rede ist, hat der junge Rechtsgelehrte sein Ziel erreicht. In seinen Textbooks findet er eigentlich Alles, was er braucht, und haben ihn seine Lehrer in den täglichen Prüfungen, bei den Recitationen und in den Moot Courts tüchtig befunden, so macht er sich an die Bearbeitung irgend einer juristischen Frage, um sich den Grad eines „Bachelor of Law“ zu erwerben. Mit diesem Grade ist ihm die Rechtspraxis bei allen Gerichtshöfen der Union geöffnet. Dies ist der herkömmliche Verlauf, wie man in der Rechtsschule zu Albany zum Advokaten abgerichtet wird. Bei andern Anstalten der Art wird etwas mehr verlangt, indem man die Studenten in zwei Jahreskursen als Juniors und Seniors von einander scheidet. In Cambridge wird sogar mit Beibehal-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tung des zweijährigen Kursus noch eine Mittelklasse zwischen jene beiden Kursen eingeschoben. Noch andere Law Schools sind zufrieden, wenn der Studirende auch nur zwei Terms studirt, aber eine entsprechende Zeit in dem Bureau eines tüchtigen Advokaten gearbeitet hat.

Aehnliches und wenig Neues ist von den übrigen Berufsanstalten zu sagen. Besonders mangelhaft sind die Bauschulen, und es läuft Alles darauf hinaus, bei der oberflächlichsten Behandlung der Wissenschaften in möglichst kurzer Zeit zu dem Ziele zu gelangen, welches das Princip der Nützlichkeit vorschreibt. Man darf jedoch die Schuld an den Uebelständen nicht allein auf die Lehrer oder die Schüler werfen; sie ist vorzugsweise bei der Schulverwaltung zu suchen, die sich auch in den Händen von echten Amerikanern befindet, die der Jugend eine übermenschliche Anstrengung der Kräfte zumuthet und ihr eine Fülle von Stoff aufbürdet, die sie nicht bewältigen kann, die ihr damit folglich das Privilegium der Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit ertheilt.

Die Schulverwaltung fällt, da nach der Verfassung die allgemeine Staatsregierung zu Washington ausser den Lehranstalten, die im Dienste des Heeres und der Flotte stehen, mit dem Schulwesen nichts zu thun hat, den Regierungen der einzelnen Staaten zu. Wir wenden uns deshalb an den Staat von New-York, weil dieser mit der Hauptstadt der ganzen Union unserer Anschauung am nächsten tritt, und die Einrichtungen bei den übrigen Staaten nicht wesentlich von den seinigen abweichen.

An der Spitze der sämmtlichen Bildungsanstalten des Staates steht ein Staats-Superintendent „State Superintendent of Public Instruction“, an welchen die Districts-Superintendenten ihre jährlichen Berichte über den Stand der unter ihrer Aufsicht stehenden Schulen zu erstatten, und dessen Anordnungen sie Folge zu leisten haben. Er ist zugleich Mitglied des „Board of the Regents of the University“, des für die oberste Leitung der Hochschulen eingesetzten Rathes. Dieser Rath besteht aus dem Gouverneur des Staates, dem Vice-Gouverneur, dem Staatssekretär und dem genannten Staats-Superintendenten, welche als Mitglieder ex officio ihren Wohnsitz in Albany, dem Sitze der Universität des Staates New-York, haben, und aus neunzekn anderen in verschiedenen Theilen des Staates wohnenden Mitgliedern. Sie versammeln sich jährlich einmal im Januar zu Albany und berathschlagen über alle Einrichtungen und Bedürfnisse der Hochschulen, mit deren Zuständen sie sich durch Visitationen bekannt machen. Im August jedes Jahres berufen sie zu Albany eine Versammlung der Professoren, Lehrer und Beamten sämmtlicher Universitäten, Colleges und Akademien, in welcher über Unterrichtsmethoden und allerlei Massregeln zur Vervollkommnung jener Anstalten berathen wird. Die Visitationen können nur geringe Erfolge haben: denn die Regents mögen zwar hohe Bildung und den ernsten Willen haben, das wahre Wohl der Anstalten zu fördern, aber nach den verschiedenen Ständen, denen sie angehören, zu urtheilen, besitzen sie schwerlich den tief eindringenden pädagogischen Blick und die umfassende Bekanntschaft mit dem Schulwesen überhaupt, um die Aufgabe der Hochschule vollständig zu verstehen. Ihnen sind auch die Behörden untergeordnet, welchen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die obere Leitung der einzelnen Hochschulen, die Anstellung und Entlassung der Lehrer, die Verwaltung des Vermögens, die Anordnung der Examina u. s. w. obliegt. An der Spitze einer jeden von den Professoren gebildeten Fakultät steht noch ein Kanzler oder Präsident.

Was die Volksschule betrifft, so steht in jedem Staate an der Spitze der Verwaltung ein Erziehungsrath „Board of Education". Diese Behörde besteht in der Hauptstadt New-York aus je zwei Vertretern der zwei und zwanzig Stadtbezirke „Wards" und leitet unumschränkt alle äusseren und inneren Angelegenheiten der Schule, ohne irgend einem Anderen als dem Volke selbst Rechenschaft schuldig zu sein. Selbst die vorher erwähnte New-York Free Academie, die sich an die Universitäten anreihet, ist unter Mitwirkung des Board of Regents ihren Verfügungen unterworfen. Der Erziehungsrath ernennt einen Superintendenten der städtischen Schulen nebst verschiedenen Assistenten, welche die einzelnen Schulen zu besuchen, sich über ihren Zustand zu informiren und Bericht abzustatten haben. Ausserdem werden in jedem Stadtbezirke zwei Inspektoren und acht „Trustees of Common Schools", wie unsere Schuldeputirte, erwählt, denen die specielle Ueberwachung der Kommunalschulen anvertraut ist. Die Inspektoren müssen die Schulen ihres Bezirks wenigstens zweimal jährlich inspiciren und sowohl den Trustees als dem Board of Education Bericht erstatten. An der Spitze der einzelnen Schule steht ein „Principal", Vorsteher oder Rektor, der als erster Lehrer zugleich die Aufsicht über dieselbe führt, gelegentlich auch mit wachsamem Auge das pünktliche Kommen und Gehen der Lehrer zu registriren und die Listen darüber einzureichen hat. Es giebt auch Volksschulen, in denen der Principal selbst keinen Unterricht ertheilt, sondern seine ganze Zeit der Leitung und Vervollkommnung der Schule zu widmen, den jüngeren Lehrern Rath und Beistand zu ertheilen und sie bei der Aufrechthaltung der Disciplin zu unterstützen, überhaupt den geregelten Gang der Schule zu überwachen hat.

Bei all dieser zweckmässigen Ordnung in der Schulverwaltung fehlt es jedoch an einer Sache, die am meisten Noth thut, nämlich an einer gesetzlichen Bestimmung, wonach die das Schulwesen leitenden Behörden nur aus sachkundigen Fachmännern zusammengesetzt sein sollten. Es ist kein Zweifel, dass in den meisten Staaten die Superintendenten ihr Amt mit Sachkunde und rühmlichem Eifer verwalten; aber es stehen ihnen zu viele vom souveränen Volke gewählte Dilettanten zur Seite, und so kommt es, dass manche Einrichtungen getroffen werden und weiter fortbestehen, die das deutlichste Zeugniss von einer unzureichenden Fähigkeit für die Beurtheilung einer so wichtigen Sache ablegen.

Nun zu den Lehrern! An den Hochschulen finden wir Männer von grossem Talente und bedeutender Gelehrsamkeit, welche sie sich zum Theil an europäischen Universitäten erworben haben. Aber auch unter den Lehrern, welche ihre ganze Bildung den amerikanischen Bildungsanstalten zu verdanken haben, giebt es Männer, die sich, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, in eine erfolgreiche Thätigkeit hineingearbeitet haben. Bei der überwiegenden Mehrzahl aber ist es anders. An Stoff ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen in den Hochschulen ein überreiches Maass geboten worden; aber sie können in der kurzen Zeit ihrer Studien unmöglich tief genug in das Verständniss des klassischen Alterthums eingedrungen sein, um dasselbe ihren Schülern wiederum zu eröffnen. Sie können bei dem Durchjagen der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften, und gar der Philosophie, keinesweges den Standpunkt gewonnen haben, auf welchem sie stehen müssen, um ihren Schülern als Führer zu dienen in den tiefen Schachten der Wissenschaft. Wir wissen ja, wie es auf den Universitäten mit dem Geschichtsunterrichte steht: durch ihn möchten sie wohl schwerlich befähigt worden sein, die Geschichte zu dem wirksamen Bildungsmittel der Schüler zu machen, das sie sein kann und muss. Und fragen wir nun erst nach dem, was sie von den Grundsätzen der Erziehung, von der Didaktik und Methodik verstehen, so ist davon bei aller Gelehrsamkeit an den Hochschulen kaum die Rede gewesen. Der Amerikaner sieht wohl ein, dass ein jeder Beruf einer bestimmten Vorbereitung bedürfe; bei dem Lehrerstande aber unterscheidet er selten die Fähigkeit zu unterrichten von dem Gegenstande des Unterrichts: er meint, wer irgend etwas gelernt habe, müsse auch darin unterrichten können.

Wir erinnern hier an die vorher erwähnten Supplementary Courses und die Select Schools, welche sich in einigen Städten an die Grammar School anschliessen: diese sind es in der Regel, deren Zöglinge nach beendigtem Kursus ein Examen abzulegen haben, das sie, wenn es glücklich bestanden ist, zur sofortigen Uebernahme eines Lehramtes berechtigt. Nur dürfen sie, heisst es in der betreffenden Verfügung, nicht jünger als siebzehn Jahre sein! Etwas besser steht es um die Bildung derjenigen jungen Leute, welche, um dem Mangel an geeigneten Lehrern abzuhelfen, auf Kosten des Staates in den Akademien unterrichtet werden. Aber ihr Kursus ist dort auf nur vier Monate beschränkt, und was die Akademien in dieser kurzen Zeit zu leisten vermögen, haben wir kennen gelernt.

Es giebt aber auch in der neueren Zeit etwas noch Besseres: dies sind die „Normal Schools“, nicht Normalschulen, sondern Anstalten zur Ausbildung und Fortbildung von Lehrern und Lehrerinnen. Wenn diese nun auch in ihrer Mehrzahl noch nicht das Rechte finden, indem sie mehr das Wissen der Volksschullehrer fördern als auf die Hebung ihrer pädagogischen Fähigkeit wirken, so fehlt es doch nicht an einer, wenn auch noch kleinen Zahl von Normal Schools, in denen auf die Theorie des Unterrichtens ein bedeutendes Gewicht gelegt wird. Die wichtigsten Anstalten dieser Art sind die Normal University zu Bloomington in Illinois und die Normal School zu St. Louis in Missouri. Die Normal University zählte im Jahre 1864 nach siebenjährigem Bestehen schon dreihundert, nämlich einhundert männliche und zweihundert weibliche Zöglinge. Die Fakultät besteht mit Einschluss des Principal, welcher Lehrer der Didaktik ist, aus fünf Lehrern und einer Lehrerin. Die Aufnahmebedingungen sind ein Alter von siebzehn Jahren bei den männlichen und von sechzehn bei den weiblichen Eleven, ein genügendes Sittenzeugniss, kaum die Vorkenntnisse, die man nach zurückgelegtem Kursus einer Grammar School mitbringt, und die Erklärung, sich dem Schul-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fache in dem Staate Illinois widmen zu wollen. Für den Kursus von drei Jahren sind die Studirenden in drei Klassen, in die „Junior Class, die Middle Class und die Senior Class“ getheilt. In der untersten Klasse umfasst der Unterricht die englische Sprache, Schreiben, Zeichnen, Gesang, Geographie, Rechnen, Algebra und auf Wunsch die lateinische Sprache. Daran schliesst sich in dem dritten Term des Jahres schon der Unterricht in der Pädagogik. Der englische und lateinische Unterricht wird durch alle drei Klassen fortgesetzt. In der mittleren Klasse werden zwei Terms dem Geschichtsunterrichte gewidmet, einer für die Geschichte der Vereinigten Staaten, der andere für die allgemeine Geschichte. Dazu kommen noch Chemie, Botanik und die Psychologie im Anschlusse an die pädagogischen Wissenschaften. Die oberste Klasse erweitert den Unterricht in den Naturwissenschaften und verbindet damit, wenn es gewünscht wird, die höhere Mathematik. Das grösste Gewicht wird aber hier auf die Methodik und die praktische Uebung gelegt. Die Seniors haben in der mit der Anstalt verbundenen „Model School“ zu unterrichten und in Gegenwart der ganzen Normal School Probelektionen abzuhalten. Sie werden nebenbei mit den Pflichten des Lehrers als Bürger und als Schulaufseher bekannt gemacht.

Die Normal School zu St. Louis theilt im Ganzen die Vorzüge der eben beschriebenen Anstalt, unterscheidet sich aber einerseits dadurch von derselben, dass sie für ihre noch geringe Zahl von Zöglingen einen nur zweijährigen Kursus bietet, und andrerseits dadurch, dass nicht allein sämmtliche Studenten, sondern auch die Lehrer und der Vorstand weiblichen Geschlechts sind.

Dies führt uns auf die Lehrerinnen. Der Charakter der amerikanischen Frauen, von dem wir bereits gesprochen haben, dient wohl zur Erklärung des Umstandes, dass an den amerikanischen Schulen die Zahl der Lehrerinnen die der Lehrer bei weitem überwiegt, und dass in einzelnen Staaten die Zahl der letzteren nicht den zehnten Theil von der Zahl der ersteren erreicht. Auch bei uns giebt es viele Lehrerinnen, und ihre Wirksamkeit ist in gewissen Unterrichtszweigen der Mädchenschule vollkommen gerechtfertigt. Aber im Ganzen liegt der weibliche Beruf ausserhalb der öffentlichen Schule; die amtliche Thätigkeit einer jungen Dame an Knabenschulen ist gegen die Natur und eine Versündigung sowohl an der Lebensaufgabe des Weibes als an der Schule selbst. Der Amerikaner nimmt im Allgemeinen daran keinen Anstoss, und da das jährliche Gehalt der Lehrerinnen nur den dritten oder vierten Theil des Lehrergehalts ausmacht, so lässt er sich die Ersparung von Millionen gern gefallen. Doch wird er sich ohne Zweifel einst überzeugen, dass an Knabenschulen nur Männer, selbst an Mädchenschulen die Männer in grösserer Zahl unterrichten müssen, und es wird ihm bei seiner Liberalität nicht auf die Ersparniss ankommen, wenn ohne sie das erreicht werden kann, was er für heilsam und nothwendig erkannt hat.

Um sich ein Urtheil über die amerikanische Unterrichtsmethode zu bilden, ist hauptsächlich einige Bekanntschaft mit den in allen Schulen gebrauchten und unentbehrlich gewordenen Textbooks erforderlich. In ihnen ist Alles enthalten, was man zum Lehren und zum Lernen bedarf. Mit ihrer Hülfe kann der Lehrer lehren ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelernt zu haben. Die Fragen des Lehrers wie die Antworten des Schülers stehen deutlich neben einander in diesen Büchern, die zu gleicher Zeit den Lehrstoff und den Lehrgang an die Hand geben. Im Allgemeinen entsprechen sie der Entwickelungsstufe, für die sie bestimmt sind, recht wohl. Sie bezwecken die Förderung der Religiosität und Sittlichkeit bei den Kindern und enthalten meist gute Definitionen. In der Sphäre der Wissenschaften wählen sie mit sicherem Takte und grosser Klarheit das Interessante, Wichtige und praktisch Brauchbare aus, so dass sich Manches wohl der Mühe lohnt, auswendig gelernt zu werden. Aber auf das Auswendiglernen kommt es auch vor Allem an. In den sprachlichen Büchern findet der Schüler die Regeln, die er zu lernen hat; aber von gründlicher Anwendung derselben ist schon deshalb nicht die Rede, weil die Einübung des Gebrauchs zu viel Zeit kosten würde. Die Ausgaben der alten Klassiker sind daher alle mit den sogenannten Eselsbrücken versehen, als ob der Schüler sorgfältig vor der Gefahr des Selbstdenkens bewahrt werden müsste. Freilich müssen die Kinder lesen gelernt haben, ehe sie die Textbücher gebrauchen können; aber das Lesenlernen nach der bekannten englischen Methode mit dem unablässigen Buchstabiren ist auch eine Plage, die manches Kind und manche junge Lehrerin zur Verzweiflung bringt. Indessen, da hilft das elterliche Haus, es helfen tausend öffentliche Anzeigen auf den Strassen, welche das Interesse oder die Neugier der Kinder erregen, sie lernen mit der Zeit lesen; und nun stellen sich die Textbücher ein, die sie von der Elementarschule bis zur Universität begleiten. Aus ihnen giebt der Lehrer sein Pensum auf, und am nächsten Tage überhört er es. Es ist ja bei den Vorlesungen in den Colleges im Grunde auch nichts Anderes: denn diese werden ihrem Hauptinhalte nach von den Studirenden mitgeschrieben, auswendig gelernt und überhört. Haben die Schüler der Volksschule ihre Pensa gelernt, so bekommen sie gute, haben sie es nicht gethan, schlechte „Remarks", d. h. schriftliche Zeichen des Lobes oder des Tadels; auf Weiteres hat sich der Lehrer nicht einzulassen. In den Sprachstunden scheint das „Parsing", die Erklärung sämmtlicher Wörter eines Satzes nach ihrer grammatischen Bedeutung, noch auf eine gewisse Selbstthätigkeit der Schüler hinzudeuten; allein auch diese Uebung haben die mit den Büchern verbundenen Eselsbrücken zu einem rein mechanischen Herbeten herabgewürdigt. Daher kommt es denn, dass die Studenten keinen der klassischen Schriftsteller weiter kennen lernen als in einzelnen, besonders den ersten, Büchern oder in einigen ausgewählten Kapiteln: sie übersetzen z. B. eine schwierige Rede aus dem Thucydides fliessend, während sie bei einer leichten Stelle der Anabasis, die unter ihren Pensen nicht vorgekommen ist, in Verlegenheit gerathen. Eine erfreuliche lebensfrische Erscheinung mitten in dem todten Mechanismus der Schule ist freilich die Uebung im Debattiren, welche in den Hochschulen wöchentlich einmal vorgenommen zu werden pflegt und auf die künftige politische Stellung des jungen Mannes vorbereiten soll. Doch das Gefühl der wahren geistigen Freiheit, das selbständige wissenschaftliche Streben kann in dem jungen Amerikaner nicht eher erwachen, als bis er sich von der Alleinherrschaft des Textbuches und dem einseitigen Gedächtnisskultus befreit sieht. So haben es auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Männer von hervorragendem Talente mit anhaltendem Fleisse dahin gebracht, das in späteren Jahren wieder gut zu machen, was die Schule einst an ihnen verschuldet hatte; allein der gewöhnliche Verlauf ist, dass mit dem Beiseitelegen des Textbuches in dem Strudel des geschäftlichen und öffentlichen Lebens alle Wissenschaft mit zu Grunde geht. Ob und wann die Kämpfe gegen die bisherige Methode, die in den Normal Schools des Westens begonnen haben, zum Siege führen werden, ist noch nicht abzusehen; jedenfalls ist damit der erste Schritt zu einer segenbringenden Reformation im Schulwesen gethan.

Es liegt, wie wir gesehen haben, in dem Charakter der Amerikaner und ihrer häuslichen Lebensweise, dass von der Jugenderziehung in der Familie nicht viel die Rede sein kann. Der Vater, dem sein Geschäft über Alles geht, und der deshalb den Tag meist ausser dem Hause zubringt, bedarf, wenn er heimkehrt, der nöthigen Ruhe und wirkt äusserst wenig auf die Erziehung seiner Kinder, ausser dass er dafür zahlt, so viel er kann. Da nun die Mutter mit ihren oft wunderlichen Begriffen von der Freiheit allein zu gebieten hat, so thun die Kinder in der Regel, was sie wollen, und eine freiwillige Unterordnung unter ihre Eltern ist höchst selten. Daher schreibt sich die grosse Zuchtlosigkeit unter den Knaben, welcher die Schule mit ihrer Disciplin heilend entgegen wirken soll. Aber wie thut sie dies? Durch militärische Dressur, und zwar nur für die Schule und nicht zugleich für die übrigen Lebenskreise. Statt das Interesse der Jugend für die Gegenstände des Unterrichts zu wecken, sie durch die Kraft des lebendigen Wortes zu fesseln, die Gewalt wirken zu lassen, welche der Lehrer schon durch seine geistige Ueberlegenheit ausüben muss, führt sie einen Mechanismus ein, der die Schule als etwas vom Leben Gesondertes, Fremdes hinstellt und wohl innerhalb der Klasse eine gewisse Ruhe und Ordnung herzustellen vermag, auf die Erziehung ausserhalb des Schulhauses jedoch von gar keiner Wirkung ist. Die Schule soll doch für das Kind ein integrirender Theil seines Lebens sein: für sie lebt es fast ausschliesslich, so lange es ihr angehört. Die militärische Disciplin dagegen zieht eine Scheidewand, durch welche die Schule in einen schroffen Gegensatz zu dem übrigen Leben tritt. In der Schule folgt das Kind dem strengen Kommandoworte, aber der Gehorsam gegen das Sittengesetz hört auf, sobald es sich ausser dem Bereiche der Schule in einem Kreise befindet, wohin das Auge oder der Stock des Lehrers nicht mehr reicht. Ja, die militärische Disciplin kann mit dem Kinde ohne den Stock nicht fertig werden, und es ist nicht selten ein Hauptgeschäft des Principal, mit dem Stocke von Klasse zu Klasse zu gehen, um den jungen Lehrerinnen in ihrer Noth zu Hülfe zu kommen.

Ebenso mechanisch wie die militärische Abrichtung, welche vorzugsweise der Volksschule angehört, wirkt eine Maassregel, welche sich auch in den europäischen Schulen findet, aber nicht in dem Umfange angewendet wird wie in Amerika, wo sie bis in die Universität hineinreicht. Diese besteht in der Ertheilung der sogenannten „Merits“, Belohnungen des Verdienstes. Jede Klasse hat zu dem Zwecke ihre Listen, „Merit Rolls“, in welche am Schlusse der Lektion oder des Schultages eine Anzahl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solcher Merits für Fleiss oder gutes Betragen eingeschrieben wird. Sie dürfen für eine Lektion bis zur Zahl von zehn steigen und häufen sich bei einzelnen guten Schülern so an, dass es ein solcher am Schlusse eines Term auf mehrere Tausende bringen kann. Hat ein Kind der unteren Klassen eine gewisse Anzahl von Merits erhalten, so empfängt es ein „Ticket", d. h. einen kleinen Zettel mit der Anzeige für seine Eltern. Auf eine hinlängliche Zahl solcher Tickets erfolgt ein grosses Ticket, und hat es sich vier grosse Tickets erworben, so wird ihm ein „Present", ein Bild oder ein Buch als Prämie zuerkannt. In den oberen Klassen und in den höheren Anstalten werden die Merits sorgfältig registrirt, um nach der Zahl derselben am Schlusse eines Term die Schüler einer Klasse in vier verschiedene Rangstufen einzutheilen, und in dieser Stufenfolge ihre Namen gedruckt der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Es ist kein Zweifel, dass diese Einrichtung einen wirksamen Sporn zum Fleisse und zum guten Betragen enthält. Aber abgesehen von der Zeitverschwendung, die darin liegt, dass der Lehrer jeden seiner Schüler während der Zeit, die dem Unterrichte gewidmet sein sollte, nach seinem Betragen wie nach seinen Leistungen schriftlich abschätzen soll, wie leicht stellt sich bei einer solchen Beurtheilung nach Zehnteln Willkühr und Ungerechtigkeit ein! Wer wüsste ferner nicht, wie bald ein tägliches Zeugniss die Angehörigen gleichgültig dagegen macht! Und endlich geziemte es wohl der Schule, den Sinn und das Bestreben der Jugend auf einen edleren Lohn hinzulenken als auf den eines Geschenkes oder einer öffentlichen Erwähnung. Der freundliche, zufriedene Blick und einige anerkennende Worte des Lehrers, die Achtung der Mitschüler müssen einen strebsamen Schüler mehr beglücken als jene Belohnungen, die ihn daran gewöhnen, nichts Gutes zu thun ohne die Aussicht auf einen handgreiflichen Gewinn.

Zu den Mängeln der Disciplin der Hochschulen haben wir zuletzt noch die übermässige Beschränkung der Studirenden in ihrer Selbständigkeit zu rechnen. Die Zuchtlosigkeit und Rohheit bei der männlichen Jugend, welche zu mildern die Schule keinesweges die richtigen Mittel anwandte, mag wohl die Veranlassung zu jener Beschränkung geben; doch stellt man das Uebel dadurch nicht ab, man macht es im Gegentheil grösser. Die erzwungene Kirchlichkeit, wie sie an den Universitäten der östlichen Staaten gefunden wird, die Verpflichtung eines jeden Studirenden, an den täglichen Gebetsversammlungen in der Kapelle theilzunehmen, bewirkt in der Regel, dass der junge Mann, sobald er sich einmal der zwingenden Fesseln entledigt sieht, den gottesdienstlichen Versammlungen auf lange Zeit den Rücken wendet. Es fehlt der beaufsichtigenden Behörde an demjenigen Vertrauen, welches allein geeignet ist, in der erwachsenen Jugend Zuversicht zur eigenen sittlichen Kraft zu erwecken. Sie überwacht alle Schritte des Jünglings, sein ganzes geselliges Verhalten mit einer peinlichen Strenge, dass es nicht zu verwundern ist, wenn der doch nicht fern liegende Eintritt in die volle Selbständigkeit in so manchen Fällen ein Uebergang zur zügellosesten Ausschweifung wird.

Dieser Uebelstand zeigt sich freilich nicht bei allen Hochschulen in demselben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Maasse, aber er steht mit dem ganzen gegenwärtigen Zustande der amerikanischen Schulen in einem innigen Zusammenhange. In manchen Staaten mögen die Behörden es wohl fühlen, ohne es frei zu gestehen, dass die Jugend in den ihrer Obhut anvertrauten Bildungsanstalten unmöglich zu der Reife gelangen könne, die ein grösseres Vertrauen in ihre sittliche Selbstbestimmung rechtfertigte. Das Bedürfniss nach einer durchgreifenden Umgestaltung des Schulwesens stellt sich immer deutlicher heraus, und wir müssen es mit Freuden anerkennen, dass es überall, wo man bereits den Muth gehabt hat, einen Anfang damit zu machen, nicht an deutscher Mitwirkung gefehlt hat.

So kommen wir denn wieder auf den Gedanken zurück, der uns am Schlusse des ersten Abschnittes beschäftigte.

Der Charakter des amerikanischen Volkes wird sich erst durch eine dauernde Einwirkung der besseren Züge des deutschen Charakters zu höherer Vollkommenheit gestalten; und wie sich der Charakter eines Volkes in seinen Bildungsanstalten abspiegelt, so stehen wir auch nicht an zu behaupten, dass die so dringend nothwendige Verbesserung des amerikanischen Schulwesens erst durch Verschmelzung mit der deutschen Schule zu erreichen ist. Warum es eben die deutsche Schule ist, welche auf die amerikanische heilend einwirken soll, liegt nicht fern. Die deutsche Nation ist es doch einmal, welche alljährlich einen stets zunehmenden Procentsatz ihrer Kraft an die amerikanische Union abgiebt, und die deutsche Schule besitzt einmal die Vorzüge, welche am besten geeignet sind, den Mängeln der oben geschilderten Bildungsanstalten abzuhelfen. Und wenn die deutsche Schule sich noch so streng abschliessen wollte, um nicht auf die amerikanische einzuwirken, sie müsste es unwillkührlich dennoch thun: die Zeit und die Umstände zwingen sie dazu. Aber sie muss auch in Amerika nicht allein eine deutsche Schule für Deutsche bleiben wollen, sie muss von der amerikanischen lernen, auch Amerikaner zu bilden. In Amerika lebt man schneller, deshalb muss man auch in kürzerer Zeit schnelle Erfolge erzielen. Das praktische Leben dort verlangt es, aus den grossen Gebieten der Wissenschaften das praktisch Bedeutsamste hervorzuheben, um es zum Eigenthume Aller zu machen. Die deutsche Schule wird es thun, und zwar nicht oberflächlich, sondern sie wird mit Gründlichkeit das, was gelernt werden muss, zum vollen Verständnisse bringen und zum dauernden Besitze machen. Sie wird es thun in ihrer altbewährten Methode, ohne „Textbook“, ohne „Recitations“, durch die stets anregende Kraft des lebendigen Lehrerwortes, ohne „Merit Rolls“, ohne militärische Abrichtung, im freien und heiteren Geistesverkehr zwischen Lehrer und Schüler. Dann sichert sie der amerikanischen Jugend alle Vortheile, die aus deutscher Gediegenheit, Gewissenhaftigkeit und Gemüthstiefe entspringen, den Kindern der eingewanderten Deutschen all die herrlichen Früchte, welche amerikanische Gewandtheit und Entschlossenheit, praktische Sicherheit und grossartige Liberalität allein zur Reife bringen. Dann kann aus der gegenseitigen Ergänzung der beiden Nationalitäten ein Volk hervorgehen, welches an Macht und Bildung, an Thatkraft und Hochherzigkeit auf Erden schwerlich seines Gleichen findet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf